A O. 840

Erzählungen

der persischen

Favorit Sultanin Schaherasade

in Tausend und einer Nacht.

Viertes Bändchen.

In der Verlagshandlung dieser Erzählun-
gen sind auch nachstehende Volksbüch
zu haben:

Erzählungen der Favorit Sultanin Schaherasad in 1001 Nacht. 1s Bdch. Enth.: Der reden Vogel, der singende Baum und die goldgel Quelle. Eine Geschichte aus dem Morgenlande. 8

Derselben 2s Bändchen. Enth.: Das nächtlich Abentheuer des Kalifen Harun Alraschid mit dr Kalendern, die Königssöhne waren, und fün Frauen zu Bagdad. Eine Geschichte aus de Morgenlande. 8.

Derselben 3s Bändchen. Enth.: Aladdin oder di Wunderlampe. Eine Geschichte aus dem Mor genlande. 8.

Finkenritter, der edle, mit dem tapfern Cavalie Hans Guk in die Welt. 8.

Genofeva, von der unschuldig bedrängten heilige Pfalzgräfin, wie es ihr in Abwesenheit ihre Gemahls ergangen. 8.

Helena, Tochter des Kaisers Antonii; eine schön anmuthige und lesenswürdige Historia. 8.

Historia, eine lesenswürdige, vom Herzog Ernst i Bayern und Oesterreich rc. 8.

Johann und Maria, oder die zwei verlassenen Kin der unter den Negern. 8.

Magelona, die schöne, eine Königs-Tochter, und Peter mit den silbernen Schlüsseln. 8.

Schinderhannes, des berüchtigten Räuberhaupt manns und einiger seiner Spießgesellen Lebens beschreibung. 8.

Schloß, das unschätzbare, in der afrikanische Höhle Xa Xa. Eine Zauber-Geschichte au dem Französischen übersetzt. 8.

Siegfried, der gehörnte rc. 8.

Geschichte
des
Kogia Hassan Alhabbal
und:
Ali Baba und der vierzig Räuber.

Zwei
Geschichten
aus dem Morgenlande.

Aus dem Persischen in das Französische und aus diesem in das Deutsche übersezt.

Nürnberg,
in der J. A. Endter'schen Buchhandlung.
1835.

Wd

I.

Die Geschichte
des
Kogia Hassan Alhabbal.

Erstes Kapitel.

In der großen Stadt Bagdad lebten einst zwei Freunde; der eine hieß Saad, der andere Mehram. Eines Abends gingen diese zwischen den prächtigen Garten vor der Stadt in einem kühlen Baumgange auf und nieder, in mancherlei Gespräche vertieft. So kamen sie zufällig auf die Armuth so vieler Menschen zu sprechen. Saad meinte, es wäre jedem Armen schon geholfen, wenn er nur eine mäßige Summe Geldes hätte, um sich zu irgend einem Geschäfte gehörig einzurichten, das er gerade verstehe, wenn er selbst Fleiß und Thätigkeit darin anwenden möchte.

Mehram behauptete dagegen, das sey noch nicht genug, denn mancher habe schon so viel besessen und sey durch Unglücksfälle wieder in

Armuth gerathen. Wem das Glück nicht günstig sey, dem helfe alle Unterstützung an baarem Gelde nichts; wem das Glück aber günstig wäre, dem könnte oft der unbedeutendste Zufall eben so gut zu großem Wohlstande verhelfen, als die kräftigste Unterstützung an Gelde.

Da ihm Saad dieß widersprach, behauptete er sogar, wenn man einem Armen eine hinreichende Summe Geldes zu seiner Einrichtung vorschießen würde, so würde er sicher in kurzer Zeit wieder eben so arm werden, als er zuvor war, denn das Glück leide nicht, daß ihm die Menschen in sein Regiment eingreifen, und er habe schon Fälle erlebt, wo das Glück nachher solchen Armen augenscheinlich erst durch eine Kleinigkeit zum Wohlstand und Reichthum verholfen habe.

„Diese Behauptung,“ rief Saad, „ließe sich ja am leichtesten durch die That widerlegen. Dem Himmel sey Dank, der mich so reichlich mit Glücksgütern gesegnet hat, daß ich den Versuch machen kann, um zusehen, ob meine Behauptung oder die deinige sich bewährt. Der erste Arme, dem wir begegnen, soll uns zur Probe dienen.“

Indem sie dieses sprachen, sahen sie in der Nähe einen Seiler, der sehr eifrig an seinen Schnüren spann. Seine Kleidung und sein ganzes Ansehen verrieth, daß er in sehr dürftigen Umständen seyn mußte. Saad wollte sogleich zu ihm gehen; Mehram aber rieth ihm, sich vorher über die Umstände des Mannes zu erkundigen. Sie gingen daher zu einer Obst-

händlerin, die in der Nähe saß, und fragten sie, ob sie den Seiler dort kenne.

„Ja wohl, kenn' ich ihn," sagte die Frau, „das ist ja der Hassan Alhabbal, der Seiler, eine grundehrliche Seele, aber ein armer Tropf. Er spinnt die ganze Woche vom Morgen bis zum Abend und nimmt sich kaum die Zeit, sein Mittagsbrod zu essen und doch gewinnt er kaum, was er zur äußersten Nothdurft für sich und die Seinigen braucht. Wenn Ihr etwas von Seilerarbeit benöthigt seid, so geht doch zu ihm, Ihr lieben Herren, er bedient Euch ehrlich und seine Arbeit ist gewiß gut, denn er versteht sein Handwerk."

Saad dankte der gesprächigen Obsthändlerin für ihre Nachricht und sprach zu Mehram, indem sie zu dem Seiler hingingen: „Das ist der Mann, wie ich mir ihn wünsche; er versteht sein Handwerk, ist fleißig und ehrlich und es fehlt ihm gewiß nur an dem nothwendigen Gelde zu einer bessern Einrichtung, um sich in Wohlstand zu versetzen." Mit diesen Worten kamen sie zu dem Seiler, der eben seine Schnüre ausgesponnen hatte, und Saad redete ihn an: „Wie geht's, Hassan? bei Euch will sich das Sprichwort: Ein Handwerk hat einen goldenen Boden, nicht bewähren. Ihr scheint mir doch ein fleißiger und arbeitsamer Mann zu seyn und wie ich höre, versteht Ihr Euer Handwerk gut. Wie kommt's, daß Ihr bei allem dem doch immer noch in Armuth lebt?"

„Lieber Herr," antwortete der Seiler, „ich wollte bald in besseren Umständen seyn, wenn ich ein ordentliches Kapitälchen beisammen hätte, daß ich meinen Hanf zu rechter Zeit und in großem Vorrathe einkaufen könnte. Bei mir geht's aber von Hand zu Munde. Seit ich nun mein Handwerk treibe, halte ich alles zu Rathe und lebe so kümmerlich als nur immer möglich; aber wenn ich auch einmal etwas erspart habe und meinem Ziele nahe zu seyn glaube, so braucht wieder die Frau oder ein Kind, oder ich selbst ein Kleidungsstück, das nicht länger entbehrt werden kann, bald muß etwas am Hause geflickt werden, daß es uns nicht über dem Kopfe zusammen fällt; bald wird eines der Meinigen krank und bedarf kostspielige Pflege und so geht eben immer der Sparpfennig wieder fort, der mich gewiß bei meinem Fleiße in bessern Wohlstand versetzte, wenn ich ihn in mein Gewerb verwenden könnte.

Saad wandte sich während dieser Rede zu Mehram und sprach: „Sieh' der Mann bestätigt auch, was ich behauptete." Mehram aber erwiederte: „Das Wort bestätigt nichts; die Erfahrung muß es bestätigen." Darauf sprach Saad zu Hassan: „Wenn Euch nun Jemand einen Beutel mit zweihundert Zechinen schenkte, würde der hinreichen, Euch recht vollständig in Eurem Gewerbe einzurichten?"

„Was?" rief Hassan, „zweihundert Zechinen? Herr, damit wollte ich mich einrichten, wie kein Seiler in ganz Bagdad eingerichtet ist!

und so reich wollte ich werden, wie noch kein Seiler in der Welt gewesen ist."

„Nun," antwortete Saad, „so will ich Euch dazu verhelfen." Er griff in den Busen und zog einen vollen Beutel hervor. „Seht" fuhr er fort, „ich habe auf dem Wege eine Schuld eingenommen, die ich für verloren hielt. Sie betrug gerade 200 Zechinen, die in diesem Beutel enthalten sind. Nehmet sie hin und verwendet sie nach Euerm Gutdünken zu Euerm Besten."

Hassan weigerte sich anfänglich, das Geld anzunehmen, obgleich ihm das Herz vor Freuden klopfte. Saad redete ihm aber zu, und sprach: „Ich habe das Geld ja schon längst für verloren geglaubt, und freue mich herzlich, Euch damit helfen zu können, da Ihr es zu verdienen scheint. Nehmt Ihr es aber nicht, so bekommt es der nächste Arme, der mir begegnet und verschwende ich es dann an einen Unwürdigen, so seid Ihr Schuld. Darum nehmt es nur und wendet's gut an. In einiger Zeit werden wir wieder einmal nachsehen, ob es Euch auch wirklich so sehr zum Glücke ausschlägt, als Ihr hoffet." Bei diesen Worten ließ er den Beutel in Hassans Hände fallen und ging mit seinem Freunde nach der Stadt.

Hassan hielt den Beutel lange mit staunender Freude in seinen Händen, und als er sich endlich von der Ueberraschung erholte und seinen Dank aussprechen wollte, war sein Wohlthäter schon aus seinen Augen verschwunden.

Diesmal konnte er nicht bis an den späten Abend fortarbeiten, wie er gewohnt war. Die Freude trieb ihn früher nach Hause. Er packte seine Arbeit zusammen und eilte in die Stadt nach seiner Wohnung. Auf dem Wege aber besann er sich, wo er seinen Reichthum nun aufbewahren sollte, bis er Gelegenheit zu einem wohlfeilen Einkaufe seines Bedarfes an Hanf finden könnte. „In deinem ganzen Hause," sprach er bei sich, „ist ja kein Schrank und keine verschlossene Lade und wo du den Beutel auch hinlegst, fällt er Jedem gleich in die Augen. — Und doch muß das Geld in sichere Verwahrung kommen, daß die Kinder nicht damit spielen. Selbst die Frau darf nicht darüber kommen. Die Weiber brauchen im Haushalte gar mancherlei. Bald wird dieß, bald jenes auf der Straße feilgeboten und wenn sie Geld im Hause wissen, so halten sie denn nur gar zu oft, das blos Brauchbare für etwas Unentbehrliches und kaufen es. — Da würden in kurzer Zeit die schönen Goldvögelchen ausfliegen und wenn es dann eine Gelegenheit zum vortheilhaften Einkaufe deines Hanfes gebe, so fändest du das Nest am Ende leer. Nein, Hassan, das darf nicht seyn. — Wenn es aber die Frau weiß, daß du so viel Geld hast, wird sie dir nicht wegen mancher Bedürfnisse anliegen und bitten, bis du selbst ein Goldstück um das andere herausholst? Hassan, sey klug und bedenke wohl, was du thun willst."

Indem er so bei sich sprach und überlegte,

ward er mit sich selbst einig, seiner Frau und seinen Kindern lieber gar nichts von dem Gelde zu sagen, bis er es ganz für sein Gewerbe angewendet hätte. „Dann,“ sprach er, „wenn einmal vier Gesellen täglich arbeiten und ich noch dabei, dann regnet es Geld. Und wenn ich auch täglich noch etwas über meine Auslagen für den Hanf und die Gesellen zurücklege, so bleibt doch noch hinlänglich übrig, die Haushaltung reichlich zu versorgen. Dann soll die Frau keinen Mangel mehr leiden und Geld genug haben. Bis dahin aber muß sie sich noch behelfen. Hassan! Hassan! sey nur standhaft und verrathe ihr dein Glück noch nicht.“

In solchen Gedanken trat er in sein Haus. Seine Frau wunderte sich, daß er so früh schon heim komme. Er nahm aber seinen Turban ab und sagte, er habe etwas an demselben auszubessern. Darum begehrte er Nadel und Zwirn und setzte sich ans Fenster, mit dem Rücken gegen die Stube gekehrt. Insgeheim nahm er aber die Goldstücke aus seinem Beutel und nähete sie in die Falten seines Turbans. Die Frau hörte zwar zuweilen die Zechinen klingeln, allein sie sah nicht darauf, denn sie wußte, daß Hassan immer sein Bischen Silbergeld in den Falten des Turbans trug, wie die armen Türken meist alle zu thun pflegen. Als er mit seinem Geschäfte fertig war, setzte er den Turban auf und ging aus.

Zehn von den Goldstücken hatte er in dem Beutel gelassen, und ging damit sogleich hin

und kaufte einen kleinen Vorrath Hanf, wie er ihn bisher immer von seinem Verdienste eingekauft hatte. Diesen ließ er von einigen Trägern vor sich her nach Hause tragen.

Als er über den Fleischmarkt ging, dachte er bei sich. „Es ist nun schon so lange kein Fleisch mehr in dein Haus gekommen, und wenn nun schon deine Frau und Kinder noch nichts von deinem Glücke wissen und erfahren sollen, so dürfen sie doch einem frohen Abend mit dir genießen.“ Er trat an eine Fleischbank und ließ sich ein Stück Fleisch geben, wie er es für sich und die Seinigen brauchte. Der Braten schmeckte ihm schon im Voraus gut, und er trug ihn ganz vergnügt auf seiner Hand.

Kaum war er aber noch ein Paar Schritte gegangen, so schoß plötzlich ein hungriger Geyer aus der Höhe herab, packte das Fleisch mit seinen Krallen und wollte damit fortfliegen: Hassan hielt es in der einen Hand fest und schlug mit der andern nach dem Geyer um ihn abzuwehren. Aber auch der Geyer ließ das Fleisch nicht los und schlug mit den Flügeln und hackte mit dem Schnabel nach Hassans Gesicht. Indem ihm Hassan aber ausweichen wollte und den Kopf rückwärts beugte, fiel ihm der Turban, durch die Schwere des Goldes herabgezogen, vom Kopfe. Da ließ der Geyer schnell von dem Fleische los, schoß auf den Turban hinab, packte ihn mit seinen Krallen und flog, ehe ihm Hassan abwehren konnte, damit in die Höhe. Die Umstehenden erhoben ein lautes Geschrei,

um ihn zu schrecken, daß er den Raub wieder fahren lassen sollte. Der Geyer ließ sich aber nicht schrecken, sondern flog mit seinem Turban über die Stadt weg und verschwand in der Gegend am Tigris hinab.

Hassan hatte mit starrem Schmerzen nachgesehen und als er den Vogel nun verschwinden sah, zerraufte er sich die Haare, schlug sich mit Fäusten und gebehrdete sich wie ein Unsinniger. Einige der Umstehenden schalten ihn, daß er sich um den kleinen Verlust seines Turbans so kläglich anstellte, und sammelten, um ihn zu beruhigen, einige Silbermünzen unter sich, wofür er sich einen neuen Turban kaufen sollte. Als er ihnen aber erzählte, wie viele Goldstücke er mit seinen Turban verloren hätte, wollten es einige seiner Nachbarn nicht glauben; denn sie wußten wohl, wie kümmerlich er bisher gelebt hatte, und daß er unmöglich so viel Gold durch seiner Hände Arbeit verdient haben konnte. Andere schalten ihn und sprachen: Euch geschieht schon recht, daß es Euch so geht. Warum habt Ihr auch wie ein Narr gethan, und so vieles Gold im Turbane herumgetragen. Vernünftige Leute tragen es in ledernen Beuteln und stecken diese in den Busen, wo sie die Geyer nicht herausholen können.

Da sich das Gedränge um ihn her immer mehr vergrößerte, suchte er sich heimlich wegzuschleichen und klagte zu Hause seiner Frau den großen Verlust. Diese erfüllte nun auch das ganze Haus mit Weinen und Wehklagen und so

ging der Abend nicht in Freuden hin, wie Hassan gehofft hatte, sondern in großem Verdrusse und in Thränen.

Am andern Morgen ging er wieder ganz frühe an sein Geschäft und spann wieder Seile und Schnüre, wie bisher. Dabei dachte er sich: „Der Himmel hat dich einmal prüfen wollen, du armer Hassan! er hat dir einen großen Schatz beschert und wieder genommen. Denke, du habest ihn gar nicht gehabt und so ist es auch wieder gut.“ Damit beruhigte er sich und murrte nicht gegen die Vorsehung. Seine Frau konnte diesen Unfall noch lange nicht verschmerzen und klagte und weinte sehr oft darüber.

Zweites Kapitel.

Ungefähr ein halbes Jahr mochte nach dieser Begebenheit verstrichen seyn, da gingen eines Tages die beiden Freunde Saad und Mehram wieder zwischen den Gärten vor Bagdad in mancherlei Gesprächen umher, und Mehram fragte seinen Freund, ob er seitdem nicht gehört habe, wie es dem armen Hassan Alhabbal ergehe und ob er wohl sein Glück mit den zweihundert Zechinen gegründet habe.

„Nein,“ erwiederte Saad, „ich habe absichtlich eine längere Zeit meine Neugierde unterdrückt und weder nach ihm gefragt noch ihn besucht, um mir die größere Freude nicht zu ver-

derben, ihn in vollem Glücke anzutreffen. Wir sind aber, wenn ich nicht irre, seinem Arbeitsplatze gerade sehr nahe; darum laß uns nun zusammen hingehen, uns gemeinschaftlich zu überzeugen, wer Recht behält in seiner Behauptung."

Mehram war mit diesem Vorschlag zufrieden und sie wandten sich mit schnelleren Schritten der Stadt zu. Als sie näher hinzukamen und in den Baumgang traten, in dessen Nähe Hassan früher gearbeitet hatte, sahen sie an derselben Stelle den armen Seiler wieder in denselben ärmlichen Kleidern stehen und allein an seinen Schnüren drehen, ganz wie sie ihn das Erstemal da gefunden hatten. Mehram enthielt sich eines voreiligen Urtheils und Saad war zu begierig, die Ursache zu erfahren, warum er noch immer in derselben Armuth lebe, als daß er ein Wort sprechen konnte. Er eilte hinzu und redete den erschrockenen Hassan an: Ei, Meister Alhabbal, ich hoffte Euch nach so langer Zeit in ganz andern Glücksumständen zu sehen. Noch aber sehe ich keine Spuren von zunehmendem Wohlstande bei Euch. Die zweihundert Zechinen scheinen Euch nicht sehr zu Glück geschlagen zu seyn. Noch arbeitet Ihr, wie ich sehe, allein und Eure Kleider sind noch viel ärmlicher als damals. Ihr habt ja nicht einmal mehr einen ordentlichen Turban auf dem Kopfe. Das ist ja nur ein zerlumptes Tuch, das Ihr da herumgewunden habt."

„Ach, lieber Herr, Ihr habt völlig Recht!"

antwortete Hassan. „Wohl sollte es jetzt ganz anders um mich stehen. Aber die zweihundert Zechinen, die Ihr mir geschenkt habt, sind leider nicht lange in meinen Händen gewesen; und ich darf Euch kaum sagen, auf welche Art ich so schnell darum gekommen bin. Ihr werdet's nicht glauben, wenn ich Euch sage, daß mir ein Geyer den Turban sammt den Goldstücken raubte, die ich sorgfältig in demselben eingenäht hatte.“

Saad wollte das freilich nicht glauben und sprach unwillig zu dem armen Hassan: „Ich kann mir schon denken, wie Ihr um das Geld kamet. Müßig seid Ihr gegangen, habt gegessen, getrunken und in Freuden gelebt, so lange das Geld reichte. Als es am Ende damit war, dann habt Ihr erst wieder angefangen zu arbeiten. Ich weiß wohl, wie es solche Leute machen. Wenn ihr Gold sehet, so denkt ihr Wunder, welche Reichthümer das wären und meint, sie könnten kein Ende nehmen. Dann fängt das Wohlleben an und an's Arbeiten wird gar nicht mehr gedacht.“

Hassan gestand ihm, daß er es verdiene, von ihm gescholten zu werden. „Aber,“ fügte er hinzu, „daran thut Ihr mir Unrecht, daß Ihr glaubt, ich sey müßig gegangen und habe Euer Geschenk im Wohlleben verschwendet.“ Er berief sich dabei auf das Zeugniß aller seiner Nachbarn. Saad erkundigte sich bei der Obsthändlerin und bei Andern, die in der Nähe ihr Gewerbe trieben und erhielt von allen die

einstimmige Versicherung, daß Hassan bisher jeden Tag nach dem Morgengebete gekommen sey und immer bis zum späten Abend fortarbeite.

Er kam wieder zu Mehram zurück, der sich indessen den Vorfall mit dem Geyer umständlich hatte erzählen lassen. „Ich muß Euch die Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ sprach er zu Hassan, „daß alle diese Leute Euch das beste Zeugniß geben. Deswegen dünkt mir Eure Erzählung von dem Geyer aber doch noch immer ein Mährchen. Das weiß ich wohl, daß diese Vögel zuweilen selbst vor den Menschen ein Stück Fleisch wegholen, weil sie der Hunger treibt, sich ihre Nahrung zu suchen. Was soll aber so ein Thier mit Eurem Turban machen?

Mehram nahm aber das Wort und sprach: „Es schien mir auch anfänglich nicht recht glaublich; seit ich aber die nähern Umstände weiß, ist mir die Sache nicht mehr so unwahrscheinlich. Der Turban wär ihm zur Erde gefallen und davon habe ich schon zuweilen Beyspiele gehört, daß diese Thiere gerade Dinge zu erhaschen suchten, die eben gefallen waren.“

„Nun,“ sagte Saad, „da Alles mit Eurer Aussage übereinstimmt und Ihr übrigens ein ehrlicher Mann zu seyn scheint, so will ich Euch glauben. Ich hoffe, daß Ihr nun durch Euern Schaden klug worden seid und mache noch einmal den Versuch mit Euch. Hier ist wieder ein Beutel mit zweihundert Zechinen. Ver-

wahret sie aber sorgfältig und macht, daß sie Euch mehr Segen ins Haus bringen, als die ersten."

Hassan weigerte sich, sie anzunehmen. Da Saad aber darauf beharrte, daß er sie nehmen müsse, dankte er ihm mit Freudenthränen für diese neue unverdiente Wohlthat und steckte den Beutel sorgfältig in seinen Busen. Die beiden Freunde ermahnten ihn nochmals, das Geld sorgfältig zu bewahren, und versprachen ihm, nach einiger Zeit einmal wieder nachzusehen, wie er es angewendet habe.

Als sie weggegangen waren, stellte Hassan sein Arbeitsgeräthe zusammen, packte seine Arbeit auf und eilte nach Hause. Seine Frau war mit den Kindern ausgegangen. Er zählte von den Goldstücken zehen ab und steckte sie zu sich; die übrigen hundert und neunzig knüpfte er in ein Tuch und sah sich nach einem Orte um, wo er es sicher verbergen könnte. Bald legte er es dahin, bald steckte er es dorthin; aber nirgend schien es ihm sicher genug. So trug er es in seinem ganzen Häuschen herum und kam endlich bis unter das Dach. Hier sah er einen alten Topf mit Kleie stehen. Unter dieser, dachte er, würde gewiß Niemand das Geld suchen. Er steckte das Tuch mit dem Golde tief hinein und deckte es mit der aufgewühlten Kleie wieder zu.

Darauf ging er sehr zufrieden in ein Kaufgewölbe, kaufte sich einen neuen Turban, besorgte hierauf wieder den Einkauf eines kleinen

Vorraths von Hanf und ging dann auch wieder auf den Fleischmarkt, wo er sich wieder ein Stück Fleisch kaufte, um am Abende mit seiner Frau und seinen Kindern ein fröhliches Mahl zu halten. Die Träger gingen mit dem eingekauften Hanfe vor ihm her und er hielt sein Fleisch fest in der Hand und sah sich ängstlich um, ob nicht wieder ein Geyer käme. Glücklich kam er aber nach Hause, bezahlte die Träger, hob den Hanf auf und trat fröhlich in die Stube. Seine Frau beschäftigte sich eben damit, einige Stücke Seifenerde von dem Tische in ein Gefäß zu legen, und sah sehr vergnügt dabei aus.

„Was magst du da?" fragte Hassan.

„Ei," antwortete sie, „ich habe mir Seifenerde gekauft. Du weißt ja, lieber Mann, daß unser Gesetz uns Weibern vorschreibt, uns zu bestimmten Zeiten zu baden. Dabei braucht man ja die Seifenerde. Darum habe ich mir diese eben gekauft."

„Gekauft?" fragte Hassan. „Hast du denn Geld gehabt?"

„Nein!" antwortete die Frau, „Geld habe ich nicht dafür gegeben. Als der Mann mit seinem Esel durch die Gasse zog und die Seifenerde feil schrie, die ich so nöthig brauchte, fiel mir ein, daß ich droben unter dem Dache schon längst einen alten Topf voll Kleie stehen habe. Diese gab ich ihm zu einem Futter für seinen Esel, und er gab mir diese Seifenerde dafür."

„Was?“ „schrie Hassan, und den Topf gabst du auch noch dazu?“

„Nun ja!“ antwortete die Frau lachend, „der Topf war ja ganz zersprungen; der war keinen Heller mehr werth. Hab' ich denn keinen guten Handel gemacht?“

„Einen schönen Handel hast du gemacht!“ schrie Hassan, „einen saubern Handel! In's Elend stürzest du uns mit deinem guten Handel. Hundert und neunzig Zechinen hast du hingegeben für ein Bischen Erde. Ich wußte nicht, wo ich sie gut aufbewahren sollte und habe sie darum unter die Kleie versteckt.“

Als Hassans Frau das hörte, zerraufte sie sich die Haare und heulte und weinte und schlug sich auf die Brust. „Ach,“ rief sie, „hätte ich doch nur erst mit der Hand ein wenig darin herum gerührt! Hundert und neunzig Zechinen für so ein wenig Erde. Wenn ich nur wüßte, wo der Kerl her ist. Aber was würde es helfen? Er würde es leugnen, das Geld gefunden zu haben. Ich habe ihn auch vorher noch nie in der Gasse gesehen. Vielleicht hat er den Topf noch nicht ausgeleert. O, wie wird er schmunzeln bei dem Anblicke des Goldes“ Darauf wandte sie sich gegen ihren Mann, und schrie: „Aber so geht's, wenn der Mann so geheim thut mit seinen Sachen und die Frau der Niemand im Hause ist. Warum hast du mir gar nichts von dem Gelde gesagt? Das hast du von deinem Geheimthun! Jetzt kannst du dein Lebenlang Stricke drehen und kommst doch nicht mehr

zu

zu solchem Reichthum. Zum dritten Male wird der fremde Herr dein Narr nicht seyn. Man wirft nicht immer so viel Geld auf die Straße."

Hassan bemühete sich, seine Frau zu beruhigen; seine Mühe war aber vergebens. „Laß uns denken," sprach er, „der Herr hätte mir das Gold nun nicht zum zweiten Male geschenkt."

Da rief sie nur noch böser: „Was denken! Was hilft das Denken? Mach' du kein Geheimniß aus deinen Sachen, so brauche ich nicht zu denken, daß du kein Vertrauen zu mir hast. Du bist allein Schuld an diesem Unglücke." So schalt sie fort bis tief in die Nacht hinein. Hassan schwieg aber betrübt stille und dachte bei sich, wenn er nur erst wieder Ruhe und Frieden im Hause hätte, so wollte er den Verlust schon gerne verschmerzen.

Am folgenden Morgen gieng er schon vor Tage aus dem Hause und arbeitete bis in die Nacht, um den Vorwürfen seiner Frau auszuweichen. Als er aber heim kam, murrte sie und schalt ihn doch. Und so gieng es auch die folgenden Tage. Erst nach und nach verschwand der Unfriede aus seinem Hause. Und so lebte er mit den Seinigen wieder in seiner bisherigen Armuth fort.

Drittes Kapitel.

Mehrere Monate waren seitdem wieder vergangen und Hassan hatte sein schnelles Glück

und sein eben so schnelles Unglück beinahe ganz vergessen, da giengen eines Abends die beiden Freunde wieder in jener Gegend spazieren.

„Ich bin doch begierig," sprach Mehram, „zu wissen, was unser Hassan Alhabbal nun macht, und ob ihm dein Geschenk diesmal geholfen hat, wie du hoffest."

„Warum sollt' es das nicht?" antwortete Saad.

„Weil ihm vielleicht das Glück nicht günstig ist," erwiederte Mehram. „Und in diesem Falle hilft ihm zehnmal so viel Geld doch nicht zum Wohlstande und er wird immer in seine vorige Armuth zurück sinken."

Saad lachte über diese Behauptung seines Freundes und schlug ihm vor, Hassan aufzusuchen. Mehram war es zufrieden.

„Ich bin überzeugt," sprach Saad, indem sie hingiengen, „daß wir den Seiler Hassan gar nicht mehr an seinem gewöhnlichen Arbeitsplatze antreffen. Er hat sich gewiß um einen grössern umgesehen und arbeitet nun dort mit ein paar Gesellen." Mehram schwieg.

Als sie aber dem Platze näher kamen, wo Hassan früher gearbeitet hatte, stand wieder nur ein Mann dort und als sie näher kamen, erkannten sie Hassan. Da sagte Mehram: „Es scheint allerdings, als sollte meine Behauptung sich durch die Erfahrung bestätigen. Unser Hassan scheint seine Umstände nicht verbessert zu haben."

„Ich bin deswegen noch nicht überzeugt,“ antwortete Saad. „Hassan ist ein Betrüger. Er fürchtet, er müßte das Geld wieder zurückbezahlen und stellt sich deswegen immer noch arm. Vielleicht glaubt er gar, ich ließe mich auch noch zum dritten Male von ihm prellen.“

Saad war so unwillig, daß er gar nicht mit Hassan reden mochte, als sie zu ihm traten. Aber Mehram fragte ihn nach seinen Umständen. Da wandte sich Hassan mit Thränen in den Augen zu ihnen und sprach: „Ich kann es Euch gar nicht verdenken, edle Herren! wenn Ihr unwillig über mich seyd und mich vielleicht für einen Lügner und Betrüger haltet. Aber, beim Himmel! ich sage Euch die Wahrheit. Auch mit Eurem zweiten Geschenk ist mir ein Unglück begegnet.“ Er erzählte ihnen hierauf, auf welche Art er um die hundert und neunzig Zechinen gekommen war. Mehram bedauerte ihn vom Herzen. Saad schüttelte aber ungläubig den Kopf und sprach mit Erbitterung: „In's Herz kann ich Euch freilich nicht sehen, ob Ihr die Wahrheit redet, oder eine Lüge erzählt. Das weiß ich, daß Tausende sich an Eurer Stelle mit dem Gelde aus der Armuth herausgerissen hätten. Weiß der Himmel, warum es nicht auch bei Euch zu Glücke schlagen will. Ich habe an Euch gethan, was ich thun konnte; mehr erwartet nicht, und sehet zu, wie Ihr es ferner treibet.“

Hassan antwortete ganz betrübt: „Es thut mir sehr leid, daß Ihr an der Wahrheit meiner

Rede zweifelt; aber verübeln kann ich's Euch nicht. Denkt auch ja nicht, edler Herr, daß ich noch ein Mal ein Geschenk von Euch annehmen würde. Der Himmel scheint es nun einmal zu wollen, daß ich in Armuth bleiben soll, und da wäre es gottlos, ihm zu widerstreben. Ich für mein Theil trag's mit Ergebung, wie er's fügt: und meine Frau ist nun auch wieder beruhigt. In des Herrn Namen! Ich arbeite fleißig und so bringe ich mich auch durch die Welt. Mitnehmen können wir ja alle nichts."

Bei diesen Worten hatte er seine Arbeit wieder fortgesetzt, und indem er an seinem Seile drehete und weiter gieng, giengen die beiden Freunde noch etliche Schritte neben ihm her. Da stieß Mehram mit dem Fuße an etwas an; er bückte sich darnach und da er sah, daß es ein Stück Blei war, hob er es auf und gab es dem armen Hassan. „Seht," sprach er, „Ihr sagt zwar, Ihr würdet kein Geschenk mehr von meinem Freunde annehmen; ich habe Euch aber noch nichts geschenkt und was ich Euch da gebe, ist freilich nur eine Kleinigkeit. Wenn Euch aber das Glück günstig ist, so kann Euch das unbedeutende Stückchen Blei eben so gut zum Wohlstande verhelfen, als die großen Geschenke meines Freundes. Auf jeden Fall, hebt es auf. Wenn man es braucht, ist man froh darum."

Hassan nahm das Blei dankbar an, legte es aber ganz gleichgültig bei Seite und die Freunde gingen weg. Saad war ärgerlich,

daß die Probe seiner Behauptung so schlecht ausgefallen war. In seinem Aerger lächelte er aber doch über die Behauptung seines Freundes, weil dieser meinte, Hassan könne mit dem elenden Stückchen Blei sein Glück machen.

Als Hassan am Abende Feierabend machte und eben heimgehen wollte, fiel ihm noch das Stückchen Blei ein. Er steckte es in den Busen und legte es zu Hause auf ein Fensterbänkchen. Dort blieb es einige Tage vergessen und unbeachtet liegen.

In der Nachbarschaft wohnte ein alter Fischer. Der saß eines Abends an seinem Kohlfeuer und goß sich Bleikugeln, wie sie die Fischer an ihren Netzen brauchen. Es war ihm über der Arbeit spät geworden und er hatte sein Blei schon all verbraucht, als er sah, daß ihm noch eine Anzahl Bleikugeln fehlte.

Da wandte er sich zu seiner Frau, die bei ihm saß, und sprach: „O, liebes Weib, gehe doch einmal in der Nachbarschaft umher und sieh' ob du nicht ein Stückchen Blei bekommen kannst, daß ich mein Netz doch noch völlig zurichte, sonst kann ich morgen nicht auf den Fischfang ausgehen."

„Es ist aber schon spät," sagte die Frau, „die Leute werden schon alle schlafen und unwillig werden, wenn ich sie um so einer Kleinigkeit willen aus dem Bette klopfe."

„Ei, was!" antwortete der Fischer, „unsere Nachbarn sind schon so verständig, daß sie

einsehen, daß das, was ein Mann bei seinem Gewerbe braucht, für ihn keine Kleinigkeit ist."

Die Frau entschloß sich ungern, so spät noch auf der Straße zu gehen und an den Häusern der Nachbarschaft anzuklopfen; aber sie sah wohl, wie viel ihrem Manne daran lag, sein Netz noch in brauchbaren Stand zu setzen; darum nahm sie doch ihren Schleier um und ging weg. Bald kam sie aber sehr verdrießlich wieder und sagte halb scheltend: „Ich habe mir das wohl gedacht. In der ganzen Nachbarschaft wacht kein Mensch mehr und wenn man an den Häusern klopft und fragt, so erhält man immer zur Antwort: Ich weiß nicht, ob ich ein Stück Blei im Hause habe und zum Suchen ist es nun zu spät. Morgen will ich sehen, ob ich Euch aushelfen kann. Andere sagen gerade zu, um schnell davon zu kommen, sie hätten kein Blei im Hause."

„Warst du auch bei dem Hassan Alhabbal?" fragte der Fischer.

„Bei dem Seiler Hassan?" fragte die Frau ganz verächtlich. „Bei dem Bettelmanne werde ich doch nicht auch noch fragen sollen? Was wird denn dieser im Hause haben?"

„Nun, nun," sagte der Fischer ganz gutmüthig, „der Hassan ist ein guter, ehrlicher Mann, der bei aller Armuth doch Ordnung in seinem Hause hält. Und solche Leute bewahren solche Kleinigkeiten gewöhnlich am besten auf. Gehe du nur einmal zu ihm hin und

grüße mir ihn freundlich, wenn du ihn um ein Stück bittest."

Die Frau verließ murrend das Zimmer, denn sie glaubte gewiß, daß der Gang vergeblich wäre. Als sie schon an Hassans Hause stand und kein Licht mehr d'rinnen sah, kehrte sie sich wieder davon, ohne anzuklopfen. Denn sie dachte, wenn so arme Leute etwas Ueberflüssiges im Hause hätten, so verkauften sie es gewiß gleich, um nothwendigere Dinge dafür anzuschaffen. Sie wollte lieber noch an etlichen andern Häusern fragen, wo sie noch Licht sah.

Endlich kam sie ganz mißmuthig zurück. Der Fischer fragte sie, ob sie ein Stückchen Blei bekommen habe. „Nein," sagte sie, „wenn du Blei haben willst, so gieb mir Geld, daß ich zu dem Bleijuden gehe und dort kaufe. Ich war wieder an vielen Häusern und habe die Leute angesprochen; sie haben aber alle keins."

„Warst du denn auch bei unserm Nachbar Hassan Alhabbal?" fragte der Fischer. „Ach, mit deinem Hassan Alhabbal!" antwortete sie ärgerlich. „Der hat gewiß nichts im Hause, als was er zur äußersten Noth selbst braucht." „Thue mir den Gefallen, liebes Weib," sagte der Fischer, „und gehe zu dem ehrlichen Manne. Ich würde selber gehen, allein ich kann in dieser Zeit die gegossenen Bleikugeln an meinem Netze befestigen und werde um so eher fertig, wenn du so gut bist und diesen Gang für mich thust."

Schweigend, aber sehr ärgerlich, ging die Fischerin weg und klopfte an Hassans Fensterladen mit einiger Heftigkeit an. „Was gibt's? was gibt's?“ fragte Hassan, aus seinem Schlafe erwachend und sprang auf und öffnete den Laden. „Mein Mann hat keine Ruhe,“ sagte die Frau, „er braucht ein Stückchen Blei und da soll ich durchaus zu Euch. Ich habe ihm zwar gesagt, daß ich vergeblich daher gehe, aber ich mußte ihm doch seinen Willen thun. Gute Nacht!“ Und sie wollte wieder heimgehen.

„He! Frau Nachbarin!“ rief Hassan, „kommt doch her!“ Sie wandte sich noch einmal nach ihm um: „Ihr habt ja gar nicht gewartet,“ fuhr er fort: „daß ich Euch antworten konnte. Euer Mann hat ganz Recht, daß er Euch zu mir schickte. Oft hat ein armer Mann, was man vergeblich bei einem Reichen suchen würde. Seht, hier ist ein hübsches Stück Blei. Ich hoffe, daß es groß genug ist.“ Er reichte es ihr zum Fenster hinans. Sie dankte nicht so freundlich, als sie gesollt hätte, ging nach Hause und warf es auf den Tisch.

„Nun,“ fragte ihr Mann, „hast du es vom Hassan bekommen?“ „Ja doch!“ antwortete sie, „das ist ein Wunder, daß dieser Lump einmal etwas im Hause hatte.“ „Nun, schilt mir nicht über den ehrlichen Hassan!“ erwiederte der Fischer. „Daß er so arm ist, ist ein Unglück. An seinem Fleiß fehlt es nicht. — Weil er mir aber aus der Noth geholfen hat, so will ich ihm auch morgen gleich den ersten

ordentlichen Fisch, den ich fange, zum Geschenk bringen."

„Ich gäbe ihm lieber den ersten Fang ganz," sagte sie unwillig, „wenn ich an deiner Stelle wäre." „Du hast Recht," antwortete der Fischer, „er verdient es, daß ich ihm alles gebe, was ich bei dem ersten Zuge fange. Und beim Barte des Propheten! das soll er auch haben und wenn die Fische all' von Golde oder Diamanten wären." Darauf machte er sein Netz fertig und gieng zu Bette.

Viertes Kapitel.

Als Hassan am andern Abende von seiner Arbeit heimgekommen war, trat auch sehr bald der Nachbar Fischer in sein Haus und brachte einen großen Hecht. „Ihr habt mir gestern aus der Noth geholfen," sprach er, „und habt meiner Frau ein Stück Blei gegeben; hier bring' ich Euch aus Erkenntlichkeit einen Fisch. Ich hatte Euch in meinen Gedanken Alles gelobt, was auf den ersten Zug in mein Netz gehen würde. Dieß ist aber der einzige Fisch, den ich heute fing. Laßt ihn Euch recht gut schmecken. Zum Glück ist er groß genug, daß er für Euer Haus eine völlige Mahlzeit ausgibt."

Hassan wollte den Fisch nicht annehmen, weil sein bischen Blei lange nicht so viel werth gewesen wäre. Der Fischer aber sprach: „Ich habe bei dem Barte des großen Propheten Ma-

homed geschworen, Euch alles zu bringen, was ich auf den ersten Fischzug ins Netz bekommen würde, und Ihr wißt doch, daß ein Muselmann diesen Schwur nicht brechen darf. Der Fisch gehört Euer, samt Allem, was er in und auf sich hat. Jetzt laßt ihn sieden oder braten." Damit gieng er weg, und Hassan begleitete ihn, indem er sich noch herzlich für das Geschenk bedankte.

Hassans Frau schuppte indessen den Fisch und wollte ihn noch zurichten. Als sie ihn aber aufschnitt, fand sie in seinem Magen einen grossen, vieleckig geschliffenen Stein, der hell war und durchsichtig wie weißes Glas. Sie betrachtete ihn ein wenig und wollte ihn eben zu dem Gedärme wegwerfen. Zufällig stand aber ihr jüngstes Kind bei ihr und da der Stein sehr glänzte, reichte das Kind mit seinen Händchen an ihr hinauf und rief bittend: „Mutter, Timchen das geben! Timchen will haben!" „Da nimm's!" sprach sie, indem sie ihm den Stein reichte; „geh' aber in die Stube und spiele dort damit."

Timchen gehorchte und trippelte mit ihrem Steine in die Stube zu ihren Geschwistern und rief: „Guck, Timchen hat Lichtsteinchen! guck, Lichtchen!" Als die Kinder sahen, wie der Stein in der Dämmerung leuchtete, drängten sie sich um ihr Schwesterlein her und jeder wollte das Lichtsteinchen einmal in seinen Händen haben. Bald rissen sie sich's einander aus den Händen, bald hatten es nur noch die äl-

tern Brüder und zankten sich darum, und schlugen sich auch mitunter.

Bald wurde der Mutter der Lärm aber zu groß. Sie gieng aus der Küche hinein, und wie sie sah, daß der Stein die Ursache des Streites war, nahm sie ihn und legte ihn auf das oberste Fensterbänkchen, wo die Kinder nicht hinreichen konnten und sagte zu ihnen: „Weil ihr euch nicht friedlich vertragt und nicht einträchtig zusammen damit spielen könnt, soll ihn keins von euch haben.“ Damit gieng sie wieder an ihr Geschäft.

Sie war aber wieder nicht lange draußen, so hörte sie ein lautes Gejubel und Freudengeschrei in der Stube. Als sie hineinkam, zeigten die Kinder frohlockend nach dem Steine. Es war völlig Nacht geworden, aber der Stein glänzte und leuchtete auf dem Fensterbrette, wie ein sehr großer Johanniswurm, so daß man in seinem Scheine beinahe eben so gut sehen konnte als bei einer Lampe. Sie freute sich mit den Kindern über das Licht, vermahnte sie dann zur Stille und ging wieder an ihren Herd um den Fisch vollends zuzubereiten.

Als Hassan darauf nach Hause kam, freute er sich sehr über den schönen Stein, als er ihn beim Essen auf den Tisch stellte, und sich die Strahlen seines Oellichtes in hellen schimmernden Farben auf seinen vielen Flächen abspiegelten. „Frau,“ sprach er, „den Stein mußt du den Kindern ja nicht mehr zum Spielen lassen; diese werfen ihn sonst herum und dann verliert

sans Frau, „so gebe ich Euch den Stein doch noch nicht.“ „Nun, ich geb' Euch auch hundert!“ schrie die Jüdin. „Und wenn Ihr mir zweihundert bietet, so ist er darum nicht feil!“ „Ich geb' Euch auch zweihundert!“ schrie die Jüdin. „Bedenkt, was ein Reichthum! Es ist mir nur um den Glanz, um die Rarität, weil das Steinchen in dem Fisch war. Sonst ist es gar nichts werth.“

„Wie?“ sprach Hassans Frau, „der Stein soll nichts werth seyn, und Ihr wollt zweihundert Zechinen darum geben? So viel Geld gebt Ihr nicht hin um ein bloßes Spielwerk. Nein, Ihr kriegt den Stein nicht, und wenn Ihr fünfhundert und tausend Zechinen geben wolltet.“ „Gebt ihn her,“ schrie die Jüdin, „Ihr sollt fünfhundert haben!“ Hassans Frau schüttelte den Kopf. „Ihr sollt tausend Zechinen haben.“ Sie schüttelte wieder. „Ich geb' Euch zweitausend,“ rief die Jüdin. „Nein,“ sagte die Frau; „ich muß es meinem Manne sagen, ohne ihn darf ich nichts thun.“

„Was?“ sagte die Jüdin, „den Mann fragen? Nun ja, der würde gewaltig böse werden, wenn er heim käme und fände für das unbrauchbare Steinchen zweitausend Zechinen.“ Sie wollte ihn aber nicht hergeben. Da lief die Jüdin heim und kam in kurzer Zeit wieder mit einem Sklaven der zehn volle Beutel trug. „Seht,“ sprach sie, indem sie einen öffnete und das Gold auf den Tisch schüttete, „seht das blanke Gold! das sind zweihundert, wohlge-

zählt und unbeschnitten. Jede Zechine hat ihr volles Gewicht. Jeder Beutel enthält so viel. Nun, soll ich den Stein bekommen? Kann Euer Herz widerstehen dem schönen Gold?"

Wirklich konnte Hassans Frau, die noch nie so vieles Gold beisammen gesehen hatte, kaum widerstehen. Aber aus dem großen Eifer der Jüdin schloß sie auf den Werth ihres Steins, und sagte: „Und wenn Ihr mir zweitausend und drei- und viertausend Zechinen bietet, so sage ich nicht zu, ohne daß es mein Mann weiß."

„Ich hole Euch auch viertausend," sagte die Jüdin, und war schon unter der Thür. Sie rief ihr aber nach: „Gebt Euch keine Mühe! Und wenn Ihr acht- und zehntausend Zechinen holt, so kriegt Ihr den Stein nicht, ohne die Zustimmung Hassans." „Ich geb' Euch zehntausend!" sagte die Jüdin und wollte weggehen. Sie schüttelte aber den Kopf. „So ruft den Hassan; ruft ihn aber gleich!" sagte die Jüdin und ging nach Hause.

In der größesten Freude nahm die arme Seilersfrau sogleich ihren Schleier um und gieng hinaus zu ihrem Manne, und erzählte ihm, daß die Nachbarin, des reichen Juden Frau, auf den Stein schon zehntausend Zechinen geboten habe. Da legte er seine Arbeit zusammen und gieng mit ihr nach Hause. Kaum sah ihn die Jüdin kommen, so gieng sie auch schon herüber in Hassans Haus. „Nun, Hassan," sagte sie, „habt Ihr Eure Frau nicht recht gescholten

daß sie solch einen guten Kauf nicht geschlossen hat?"

„Keineswegs!" antwortete Hassan. „Wohl aber hätte ich sie gescholten, wenn sie ein so köstliches Kleinod um solch ein Spottgeld hingegeben hätte. Meint Ihr, ich wisse nicht, daß der Stein ein kostbarer Edelstein ist? Wenn er das nicht wäre, so hättet Ihr auch kein solches Gebot darauf gethan. Ihr müßt noch viel, viel mehr bieten, wenn Ihr den Stein haben wollt."

Die Jüdin bot immer mehr und versprach ihm zuletzt fünfzigtausend Zechinen. Da Hassan dieß Gebot hörte, dachte er bei sich, wenn die Frau ohne Wissen ihres Mannes so viel bieten könnte, müßte sie bei sich selbst überzeugt seyn, daß der Stein einen viel höhern Werth habe, und sprach endlich: „Wißt Ihr was, Frau Nachbarin, damit wir nicht lange unnöthig handeln, so sage ich Euch mit einem Wort, daß Ihr den Edelstein nicht bekommt, wenn Ihr nicht hunderttausend Zechinen dafür bezahlt. Ich weiß daß jeder Juwelier mir das mit Freuden dafür gibt, weil er noch mehr werth ist, als ich fordere."

„Funfzigtausend Zechinen habe ich geboten," sagte die Jüdin, „mehr kann ich Euch nicht geben. Behaltet aber den Stein bis den Abend. Mein Mann ist in seiner Bude und kommt erst gegen Abend nach Hause; da kann er den Handel selbst mit Euch richtig machen. Gebt aber den Stein ja nicht weg. Was ein ande-

anderer Juwelenhändler gibt, das gebe ich auch." Damit gieng sie nach Hause und Hassan kehrte zu seiner Arbeit zurück, nachdem er den Stein in seinem Busen gesteckt hatte. Denn er fürchtete, wenn er ihn zu Hause ließe, möchte ihm wieder ein Unglück damit geschehen.

Als er am Abende in der späten Dämmerung nach Hause kam, war der Jude schon in der Stube und begehrte den Edelstein zu sehen. Hassan zog ihn aus seinem Busen, da leuchtete er in voller Gluth. „Ein Diamant ist's," sagte der Jude, als er ihn betrachtete, „ich kann's nicht läugnen. Meine Frau hat Euch schon ein hohes Gebot gethan, funfzigtausend Zechinen, hat sie mir gesagt, — das ist ein schönes Geld. Weil's aber ein ächter Diamant ist, soll ihr Wort gelten. Wollt Ihr, so ist der Handel richtig." Er hielt Hassan die Hand hin, daß er einschlagen sollte. Hassan schlug aber nicht ein, sondern sprach: „Eure Frau wird Euch aber auch gesagt haben, daß ich ihn nicht anders gebe, als um hunderttausend Zechinen. Wenn Ihr diese nicht geben wollt, so wird nichts aus unserm Handel. Ich trage den Stein zu andern Juwelenhändlern und wir bleiben deswegen doch gute Freunde."

Als der Jude hörte, daß er zu andern Juwelenhändlern gehen wollte, sagte er schnell: „Wenn ich Euch aber zwanzigtausend Zechinen weiter gebe?" Da Hassan aber den Kopf schüttelte, setzte er hinzu: „Ich will thun, was ein

ehrlicher Mann thun kann, ich geb' Euch achtzigtausend Zechinen." Da antwortete Hassan halb unwillig: „Ich kann nicht schachern. Ich habe Euch gefordert, wie ein ehrlicher Mann und gehe nicht um eine einzige Zechine herunter. Gebt Euch darum keine vergebliche Mühe. Wie gesagt, wir bleiben deswegen doch gute Nachbarn, wenn auch aus dem Handel nichts wird?"

Der Jude sah, daß Hassan fest auf seiner Forderung beharrte und schloß darum den Handel. Weil er aber nicht so viel Geld bereit liegen habe, bat er ihn, den Stein ja sorgfältig bis den andern Abend aufzubewahren. Er wolle den Tag über das Geld zusammen zu bringen suchen und am Abende kommen, um ihn auszulösen.

Sechstes Kapitel.

Hassans Frau lachte und weinte vor Freuden, daß sie nun auf einmal so reich werden sollten und machte schon mancherlei Vorschläge, wie sie das Geld anwenden wollten. Aber Hassan saß still und nachdenklich hinter dem Tische, und schien die Freude gar nicht zu theilen, im Gegentheil, er sah aus, wie ein Mensch, den eine Besorgniß drückt, die er sich auszusprechen scheut. Seine Frau hatte in ihrer Freude das gar nicht bemerkt. Als er aber gar nicht einstimmen wollte, fragte sie ihn, warum er

sich denn nicht auch freue wie sie. Da sie gerade bei ihm stand, ergriff er ihre Hand, und fragte sie: „Liebes Weib, glaubst du mir denn, daß ich dich und unsere fünf Kinder recht herzlich liebe?" „Wie kannst du so fragen, lieber Hassan?" antwortete sie. „Glaubst du also auch," fuhr er fort, „daß ich Euch alle von Grund meiner Seele gern recht glücklich machen möchte?" „Ja wohl!" antwortete sie und sah ihm besorgt in's Gesicht, und sprach: „Aber du machst mir ja ordentlich bange mit deinen Fragen. Sage mir doch, fehlt dir etwas?" „Mir fehlt nichts!" antwortete Hassan. „Aber sage du mir, ob du lieber ferner in unserer gewohnten Armuth leben wolltest, und dabei ruhig und zufrieden, ohne Vorwürfe des Gewissens, oder in großem Reichthum und dabei unzufrieden und unruhig; und könntest du mich immer so traurig sehen, wie eben jetzt und von Gewissensvorwürfen geplagt?" „Nein," erwiederte die Frau, „da wollte ich lieber wieder in unserer Armuth leben; denn sie drückte mich lange nicht so, als deine Traurigkeit. Bist du sonst wohl nie lustig, so bist du doch heiter und zufrieden; und ich weiß noch wohl, daß mir keine Zeit betrübter hingieng, als die Tage, da ich mit dir schalt, weil du mir nichts von dem Gelde gesagt hattest, das in der Kleie verborgen war. Ich mache mir heute noch Vorwürfe darüber." „Nun denn," sagte Hassan, „du nimmst mir einen großen Stein vom Herzen. Sieh', der Edelstein, den du in des Fisches Bauch fandest,

gehört von Gott und Rechtswegen dem Nachbar Fischer zu." „Nicht doch!" fiel die Frau ein, „er hat dir ja den ganzen Fisch geschenkt." „Ja wohl," sprach Hassan, „den Fisch hat er mir geschenkt, aber glaubst du denn, daß er mir ihn auch gegeben hätte, wenn er gewußt, welch' ein Schatz in ihm verborgen war? Und dürfen wir da sein Nichtwissen zu unserm Vortheil benützen?"

Hassan redete so lange, bis seine Frau endlich einsah, daß sie nicht ehrlich handelten, wenn sie den Edelstein nicht dem Fischer zurückgäben. Sie gab, obgleich etwas betrübt, ihre Einwilligung, daß ihn Hassan noch denselben Abend dem Fischer zustellen sollte.

Als er zu dem Fischer kam, sagte er: „Nachbar, wir haben eben das Fleisch des Fisches mit Dank verzehrt; aber etwas von seinen Eingeweiden muß ich Euch zustellen." Bei diesen Worten zog er den Edelstein hervor, und fuhr fort: „Seht, das hatte der Fisch im Magen. Ich habe es zwar schon verkauft, und denke, Ihr werdet mit dem Handel zufrieden seyn."

„Ei was!" sagte der Fischer, „ich habe Euch den Fisch bei dem Barte des Propheten zugeschworen. Hab' ich mir da wohl seinen Magen oder was er etwa in seinem Magen haben könnte, vorbehalten? Habt Ihr nun einen Narren gefunden, der Euch das Stück Glas recht theuer bezahlt, desto besser für Euch."

„Lieber Nachbar,“ sprach Hassan, „Ihr irrt Euch. Wißt, daß dieß ein kostbarer Edelstein ist, und mein Nachbar, der Juwelenhändler, hat schon hunderttausend Zechinen darauf geboten.“ Da sprang der alte Fischer auf von seinem Sitze und hüpfte vor Freuden, und rief: „Hunderttausend Zechinen! Das freut mich von Herzen, lieber Hassan, daß Euch der Himmel so lieb hat, und ein solches Glück über Euch kommen läßt.“

„Nein, über Euch!“ schrie Hassan, „denn Ihr müßt den Stein annehmen.“ Da faßte ihn der Fischer bei der Hand und sprach: „Laßt uns einmal ein ernsthaftes Wort darüber sprechen. Ich habe Euch den Fisch zugeschworen, wie ich ihn fing und meinen Schwur breche ich nicht. Dann habe ich mein ehrliches Auskommen und einen Nothpfennig habe ich auch schon zurückgelegt, wenn meine Frau erkranken sollte oder ich selbst. Für Kinder habe ich nicht zu sorgen, denn der Himmel hat mir keine bescheert. Ihr habt aber Kinder, die Ihr mit Eurer Hände Arbeit kaum ernähren, geschweige in Zukunft versorgen könnt.“

Hassan machte ihm hierauf den Vorschlag, die hunderttausend Zechinen zu theilen, aber der Fischer verstand sich zu nichts. Nur das versprach er auf Hassans dringende Bitte, wenn er einmal in Noth geriethe, oder etwas zu seinem Vergnügen bedürfe, so wolle er sich an Niemand anders wenden, als an ihn. Mit diesem Versprechen kehrte Hassan nach Hause. In

der Nacht machte er sich einen Plan, wie er seine Reichthümer anwenden wollte.

Am folgenden Abende kam der Jude mit einigen Sklaven, die ihm das Geld nachtrugen. Es waren hundert Beutel und in jedem Beutel befanden sich tausend Zechinen. Hassan gab ihm den Diamant und der Jude gieng höchst vergnügt nach Hause.

Am andern Tage gieng Hassan zu den übrigen Seilern in Bagdad, und streckte den ärmern unter ihnen Geld vor, um Hanf zu kaufen. Sie ließen sich sehr gerne die Bedingung gefallen, daß sie ihn mit einem Theile der daraus gefertigten Arbeit bezahlen sollten; das Uebrige versprach ihnen Hassan sogleich gegen baare Bezahlung abzukaufen. So verabredete er sich auch mit den wohlhabendern Seilern, daß sie blos für ihn arbeiteten. Er bezahlte sie immer gleich und nahm ihnen alle ihre fertige Arbeit ab. Daher überließen sie ihm ihre Seile auch gerne um etwas billiger. Er erhielt dadurch einen so großen Vorrath von Stricken, Seilen, Tauen, Schnüren und dgl. daß er sich an verschiedenen Orten in Bagdad Vorrathshäuser miethen mußte, wo er die Waaren niederlegte. In jedem Vorrathshause stellte er einen Aufseher an, der über die von den Seilern gebrachten Arbeiten und über den Kauf und Verkauf derselben Rechnung führen mußte. Denn Jeder, der etwas von Seilerarbeit brauchte, mußte nun in eines von Hassans Vorrathshäusern gehen. Da er die Waaren

um billigern Preis von den Seilern kaufte, so konnte er sie doch eben so wohlfeil geben, als sie vorher von den einzelnen Seilern verkauft wurden und hatte nebenbei doch einen billigen Gewinn, der ihm in kurzer Zeit sein Vermögen um ein Ansehnliches vermehrte.

Um seine Waarenlager aber selbst besser übersehen zu können, kaufte er sich ein altes Haus mit vielen kleinen Nebengebäuden, das eben feil war, ließ alles niederreissen und führte ein großes schönes Haus daselbst auf. Die untern Gemächer und die Neben- und Hintergebäude waren alle für seine Vorräthe eingerichtet. Die obern Zimmer waren aber zur Wohnung für ihn und seine Familie, und für seine Rechnungsführer und Handlungsgehilfen bestimmt.

Weil er aber bei allen seinen Gehilfen doch selbst die obere Aufsicht über alle seine Geschäfte, und mit Durchsicht der Rechnungsbücher, mit Ausgeben und Einnehmen der Gelder sehr viel zu thun hatte, nahm er sich einen Lehrer für seine Kinder in's Haus und hielt sich viele Sklaven zu seiner Bedienung. Seine Frau trug nun prächtige Kleider, Geschmeide von Gold, Perlen und Edelsteinen, hatte ihre Sklavinnen zu ihren Diensten und führte ein Leben, wie es eine Prinzessin führen kann. Sie war aber doch noch immer thätig in ihrem Hauswesen und ordnete und sorgte, daß alles zu gehöriger Zeit geschah und nichts vernachläßigt wurde.

Da in jener Zeit auch ein schönes Landgut sechs Stunden abwärts von Bagdad an dem Ufer des Tigris um billigen Preis feil geboten wurde, kaufte es Hassan und ließ es auf's Prächtigste einrichten, um bisweilen von seinen mühevollen Geschäften dort auszuruhen und in dem Kreise seiner Familie einige glückliche Tage zuzubringen.

Siebentes Kapitel.

Hassan war schon eine geraume Zeit in seinem Wohlstande, da giengen eines Abends die beiden Freunde Saad und Mehram wieder einmal in dem Baumgange vor Bagdad auf und nieder, und Mehram sah in die Gegend, wo sonst Hassan an seinen Seilen gearbeitet hatte. „Seht,“ sprach er zu seinem Freunde, „ist das nicht die Stelle, wo Hassan Alhabbal gewöhnlich arbeitete?“ „Ja wohl,“ antwortete Saad ganz gleichgiltig. „Er arbeitet aber jetzt nicht hier!“ sagte Mehram, „oder hat sich so verändert, daß ich ihn nicht mehr kenne. Dort stehen ja nun vier Arbeiter und dem Anscheine nach sind es junge Bursche.“

Saad sah hin und sprach darauf mit einiger Bitterkeit: „Es sind wahrscheinlich Hassans Gesellen. Ich denke mir schon, wie das ist. Er fürchtete, ich möchte mein Geschenk dereinst zurückfordern, wenn er im Wohlstand wäre und erdichtete darum die beiden Unfälle, die

ihn darum gebracht haben sollen. Darum blieb er auch noch eine Zeitlang in seiner Armuth. Vielleicht hoffte er auch noch zum dritten Male auf ein Geschenk. Nun er sich aber sicher dünkt von der Rückforderung oder die Hoffnung auf ein neues Geschenk aufgegeben hat, nun genießt er erst die Früchte meiner Gutmüthigkeit."

Mehram suchte ihm diesen Verdacht auszureden und gieng mit ihm zu den vier Arbeitern. Sie fragten, ob da nicht Hassan Alhabbal seinen Arbeitsplatz gehabt habe. Aber einer der Gesellen antwortete: „Ja, diesen Platz hat nun ein anderer Seiler, dessen Handwerksgesellen wir sind, von ihm erhalten. Er heißt aber nun nicht mehr Hassan Alhabbal schlechtweg, sondern Kogia Hassan Alhabbal, das ist Kaufmann Hassan der Seiler. Und unser Meister und alle Seilermeister in ganz Bagdad arbeiten nur für ihn; denn er handelt nach allen Weltgegenden mit unserer Arbeit."

Da sich die beiden Freunde über diese Nachricht wunderten, fuhr der Geselle fort. „Ja, Ihr Herren, es verlohnt sich der Mühe, seine Vorrathshäuser zu sehen und die Art, wie er alles eingerichtet hat. Sein Haus nimmt ein ganzes Quadrat ein, und ist eher einem Palaste zu vergleichen, als der Wohnung eines Handwerksmannes."

Durch diese Rede ward ihre Neugierde noch mehr aufgeregt. Sie ließen sich darum von einem der Leute in Kogia Hassans Haus führen.

Sie klopften an der Pforte an, und der Pförtner öffnete. Sie ließen sich bei Hassan melden und wurden in einem prächtig eingerichteten Saal geführt, wo Hassan auf dem Sopha ruhete. Kaum traten sie aber ein, so stand Hassan auf, gieng ihnen entgegen und wollte ihnen den Saum ihres Gewandes küssen. Sie umarmten ihn, zumal Mehram, mit herzlicher Freude, Hassan nöthigte sie auf den Sopha und setzte sich ihnen gegenüber. Hier erzählte er ihnen den Zufall, wie das unbedeutende Stückchen Blei, das ihm Mehram geschenkt hatte, sein Glück gemacht habe.

Saad schüttelte nachdenklich und beinahe zweifelnd den Kopf. Hassan bemerkte dieß und betheuerte die Wahrheit seiner Erzählung. Er antwortete aber: „Diese Ereignisse mit dem Geyer, mit dem Topf voll Klei, der gegen Seifenerde vertauscht wurde, und nun gar mit dem Fische, der einen Diamant im Bauch hat, sind mir alle zu unwahrscheinlich, als daß ich sie glauben kann. Indessen sehe ich, daß Ihr zu sehr großen Reichthümern gekommen seid und freue mich von Herzen darüber.“

Vergebens suchten ihn Hassan und Mehram zu überzeugen. Er ließ sich aber in andere Gespräche ein und so blieben sie bis spät an den Abend. Hassan lud sie sehr freundlich ein, bei ihm zu bleiben und den andern Morgen mit ihm auf sein Landgut am Tigris zu gehen, um ihnen dort die herrliche Gegend und seine Anlagen zu zeigen.

Sie nahmen die Einladung an und ließen es durch einen von Hassans Sklaven nach Hause sagen, daß man sie nicht vergeblich erwarten sollte. Hierauf zeigte ihnen Hassan sein Haus, seine Vorrathskammern, seinen Garten am Hause und erzeigte sich ihnen in allen Stücken so gefällig, daß sie wohl sehen, wie er sie als seine Wohlthäter zu ehren suchte.

Zuletzt führte er sie in einem andern Saal, wo der Tisch gedeckt war. Der Saal war auf's zierlichste eingerichtet und hell erleuchtet mit vielen prächtigen Armleuchtern. Sie setzten sich und wurden von Sklaven aufs sorgfältigste bedient. Die Speisen waren köstlich zubereitet und der Schenktisch mit allen Getränken reich besetzt. Während der Mahlzeit wechselte eine ausgesuchte Musik mit fröhlichen Gesängen und nach der Mahlzeit erschienen Tänzer und Tänzerinnen, die sie durch ihre Kunst ergötzten. Hierauf wurden ihnen ihre Schlafgemächer angewiesen und kaum hatten sie sich niedergelegt, so ertönte, wie aus weiter Ferne, eine sanfte liebliche Musik, die nach und nach immer ferner und ferner erklang und sie in süßen Schlummer wiegte.

Da es in der warmen Jahreszeit war, hatten sie die Reise nach Hassans Landgut noch vor Sonnenanfgang anzutreten beschlossen. Sie giengen darum am andern Tage in der Kühle der Morgenluft bis an den Strom. Hier war schon ein bequemes, mit Teppichen behangenes Jachtschiff bereit. Sie stiegen ein und sechs Bootsknechte ruderten sie in kurzer Zeit den

Strom hinab bis an Hassans Landsitz. Das geschmakvoll erbaute Haus bildete mit den schönen Gartenanlagen umher und mit der Aussicht in die Ferne, eine herrliche Landschaft.

Hassan zeigte seinen Gästen zuerst das Haus mit allen seinen schönen Aussichten und seinen Bequemlichkeiten. Hierauf führte er sie in den Lustgarten. Hier wechselten Pomeranzen- und Zitronenwälder, die herrlichsten Blumenbeete, freie Rosenplätze und blühende Gebüsche, kühle Lauben und Felsengrotten, Springbrunnen und Wasserfälle auf das überraschendste mit einander ab. Von den Pomeranzen- und Zitronenbäumen, von den Büschen und Blumenbeeten stiegen die süßesten Blüthendüfte in die Luft und umweheten die Lustwandelnden und ein ganzes Heer von Singvögeln belebte den blühenden Lustgarten. Saad und Mehram waren so entzückt über die Schönheit dieser Anlage, daß sie Hassan mehrere Male für das Vergnügen dankten, das er ihnen durch diesen Gang gewährte und ihn glücklich priesen, daß er ein so schönes Landgut zu seinen Besitzungen zählen könne.

Er führte sie hierauf bis an das Ende seiner Anlagen, die von einem dichten Walde begränzt wurden. Hier stand auf einem künstlichen Hügel, zu dem mehrere mit Rosen besetzte Terrassen hinaufführten, eine geräumige Laube. In der Mitte der Laube stand ein schöner Palmbaum, und bildete mit seinen herabhängenden Zweigen ein schattiges Laubdach; rings um den

Stamm gieng eine Bank, von welcher man durch die acht, von rankenden Rosen gebildeten Fensterbogen der Laube die herrlichsten Aussichten genoß.

Als sie hier beisammen saßen, kamen auch die beiden ältesten Knaben Hassans mit ihrem Lehrer zu ihnen. Der Lehrer kam in die Rosenlaube zu Hassan und seinen Gästen und die Knaben blieben unten und suchten Blumen und Vogelnester in dem Gehölze.. Ein Sklave begleitete sie. Sie entdeckten bald ein großes Nest auf einem hohen Baume. Jeder versuchte es, selbst hinaufzusteigen, um die jungen Vögel auszuheben. Allein der Baum war zu hoch und sie waren im Klettern nicht genug geübt. Da liessen sie den Sklaven hinauf steigen und als er das Nest erreichte, fand er zu seinem Erstaunen, daß es in einen Turban gebaut war. Er nahm das ganze Nest mit den jungen Vögeln in seinem Arm und rutschte an dem Baume herunter, indem er sich mit dem andern Arme an dem Stamme hielt.

Die Knaben bewunderten das Nest und brachten es mit lautem Jubel zu ihrem Vater in die Laube. „Sieh," sprach der älteste, „ein Vogelnest in einem Turban! das ist doch recht unverschämt von dem Vogel sein Nest in einem Turban zu machen. Fühle nur, das Ding ist ordentlich schwer."

Hassan erkannte den Turban sogleich für den nämlichen, den ihm der Geyer geraubt hatte.

Er fragte seine Gäste, ob sie sich noch an seinen Turban erinnerten, den er damals getragen, als sie ihn zum ersten Mal besucht und beschenkt hätten. „Ei," rief Saad, „ob das Euer Turban ist, das wird sich am besten daraus ergeben, wenn die hundert und neunzig Zechinen noch darin sind, die Ihr darin eingenäht hattet."

Hierauf nahm Hassan die jungen Vögel heraus und gab sie den Knaben; den Turban mit dem Neste aber zeigte er seinen Freunden und sprach, zu Saad gewendet. „Betrachtet ihn genau, ehe ich ihn aufwickle. Ueberzeugt Euch selbst, daß der Vogel sein Nest da hinein gebaut hat und daß es nicht Menschenhände hinein setzten." Saad versicherte, daß Menschen unmöglich ein Nest so künstlich in den Turban hätten verflechten können, und Hassan wickelte die Falten auf. Als er die Fäden aufschnitt, mit welchen er sie zusammen geheftet hatte, fielen die Goldstücke auf die Erde. Saad zählte sie, und es waren gerade hundert und neunzig.

„Nun bin ich völlig überzeugt," sprach er zu Hassan, „daß Ihr Euch mit diesem Gelde nicht zu Eurem Wohlstande empor arbeiten konntet. Wäre ich eben so fest überzeugt, daß Euer Unfall mit den andern hundert und neunzig Zechinen keine Erdichtung war, so müßte ich allerdings glauben, daß Euch das Stück Blei so sehr bereicherte, das Euch Mehram schenkte. Bis dahin lasse ich mich aber von

meiner Behauptung nicht abbringen und glaube fest, daß man sich nur bei einem Anfange mit Geld durch Fleiß und Arbeitsamkeit Reichthümer verschaffen kann. Und alles, was man mir von Glück und Zufall redet, ist nichts."

Mehram lachte über den hartnäckigen Unglauben seines Freundes, und sprach zu Hassan: „Laßt ihn! doch wir wollen ihm zugeben, Ihr wäret durch seine zweihundert Zechinen zu der Hälfte Eures Reichthums gekommen, er soll nur dagegen glauben, daß die andere Hälfte von meinem Stückchen Blei herrührt, und daß die Erzählung von dem Diamant in dem Bauche des Fisches keine Erdichtung ist." Saad gab aber auch das nicht zu, sondern war fest überzeugt, daß sich Hassan durch Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit mit seinen geschenkten zweihundert Zechinen seine Reichthümer erworben habe.

Als sie in das Landhaus zurückkamen, war das Essen bereitet, der Tisch wurde in einem kühlen Gartensaale gedeckt, und sie aßen unter mancherlei angenehmen Gesprächen. Nach Tische ließ Hassan seine Freunde allein, um die heißesten Stunden hindurch ein wenig zu ruhen. Er selbst benutzte aber diese Zeit, um den Leuten, welchen er die Aufsicht über sein Landgut anvertraut hatte, die nöthigen Aufträge zu geben. Die kühleren Stunden des Mittags brachte er mit ihnen in dem Garten zu, und am Abende ritten sie auf den sehr schö-

nen Rappen, von einem Sklaven begleitet, nach Bagdad zurück.

Auf dem Wege kamen sie an einem einsam gelegenen Hause vorbei. Saad klagte über Durst und bat Hassan und seinen Freund Mehram, ihre Rosse ein Bischen anzuhalten, denn er wollte sich einen Trunk Wasser reichen lassen. „Ei" sprach Hassan, „wir mögen jetzt etwa den halben Weg zurückgelegt haben; es wird unsern Rossen auch wohlthun, eine Weile auszuschnaufen. Wir können dann um so schneller reiten, wenn sie geruht haben. Die sechs Stunden bis Bagdad in einem Trabe zu reiten, ist zu viel für gute Pferde. Solche Gewaltritte macht man nur mit Pferden, an welchen nichts mehr zu verderben ist. Aber diese drei Rappen sind gerade meine besten Pferde."

Saad und Mehram waren es zufrieden. Sie stiegen ab, und Hassan schickte den Sklaven in das Haus, um eine Schale Wasser für Saad zu holen. Eine Frau brachte einen Trunk frische Milch. Sie tranken alle und Saad reichte der Frau ein kleines Geschenk an Geld dafür. „Es ist doch unrecht," sagte er dann zu Hassan, „daß wir's uns schmecken lassen und die armen Pferde, die sich müde an uns getragen haben und noch tragen sollen, müssen leer ausgehen." Ehe er aber Hassans Antwort abgewartet hatte, fragte er die Frau: „Habt Ihr denn nichts im Hause, das wir unsern Pferden als Futter vorschütten könnten?"

Die

Die Frau besann sich eine Weile, dann sagte sie: „Ich weiß nichts, als einen Topf Kleie, die mein Mann schon vor langer Zeit einmal in der Stadt erhandelt hat.“ Saad versprach ihr die Kleie gut zu bezahlen und sie brachte den Topf eilig herbei, Saad gab ihr das Geld dafür und Hassan betrachtete den Topf und rief überrascht: „Gerade so war mein Kleietopf.“

Indem der Sklave die Kleie herausschüttete, um sie unter die drei Pferde zu vertheilen, fiel ein zusammengebundenes Tuch heraus. Er brachte es Hassan, und sprach: „Seht, Herr, ist das nicht das Tuch mit Geld, das Ihr in den Kleietopf versteckt habt, wie Ihr schon oft erzähltet?“

„Nun Gottlob!“ rief Hassan. „So kann ich durch ein halbes Wunder heute all' Eure Zweifel gegen die Wahrheit der Erzählung meiner Unglücksfälle widerlegen.“ Er reichte Saad das Tuch und fuhr fort: „Knüpft es selbst auf und seht, ob nicht meine hundert und neunzig Zechinen wohlgezählt darin sind.“

Saad knüpfte es auf und siehe da! die hundert und neunzig Goldstücke waren noch alle darin. Da sprach Saad zu Mehram: „Ich muß dir den Sieg zugestehen; das Geld ist nicht immer ein Mittel zu Reichthümern zu gelangen. Das Glück vermag es eher, ein unbedeutendes Ding in die unermeßlichsten Schätze zu verwandeln.“

Er schenkte das in der Kleie gefundene Gold sogleich der armen Frau in dem Hause, die

ihre Freude und Dankbarkeit nicht genug bezeigen konnte. Sobald die Pferde ihr Kleifutter verzehrt hatten, stiegen sie wieder auf und kamen bei hellem Mondscheine nach Bagdad.

Das Geld, welches Hassan in dem Turban wieder gefunden hatte, vertheilte er am andern Tage unter die Armen.

Seit der Zeit besuchten die beiden Freunde den Kogia Hassan Alhabbal öfters in seinem Hause und auf seinem Landgute am Tigris, und Hassan besuchte sie wieder in ihrer Wohnung, und sie nahmen auch ihn in den Bund ihrer Freundschaft auf.

Als Harun Alraschid, der Kalif von Bagdad, einst Hassans großes Haus sah, ließ er ihn zu sich rufen, und fragte ihn, wie er, als ein armer Seiler, zu dem Reichthume gekommen sey, daß er ein so großes und prächtiges Haus habe erbauen können.

Hassan erzählte ihm seine Geschichte, und Harun Alraschid fand sie so merkwürdig, daß er sie aufschreiben ließ. Sein Schatzmeister aber mußte die Schrift bei dem schönsten Diamant in der Schatzkammer des Kalifen aufbewahren; denn dieser war eben der Diamant, den Hassans Frau in dem Bauche des Fisches gefunden und den der Kalif von dem Juden gekauft hatte.

II.

Geschichte
von Ali Baba und den vierzig Räubern.

Erstes Kapitel.

Ali Baba wohnte in einer Stadt des persischen Reiches, in einer kleinen Hütte, und nährte sich mit Frau und Kindern sehr kümmerlich mit einem kleinen Holzhandel. Er ging täglich mit seinen drei Eseln in den Wald, suchte dürres Holz zusammen, und brachte es auf seinen Eseln nach der Stadt, wo er es verkaufte.

Eines Tages, da er eben wieder im Walde war, und seine Esel schon mit Holz beladen hatte, sah er in der Ferne einen großen Staub aufsteigen. Der Staub kam immer näher, und bald erkannte er eine große Reiterschaar, die in vollem Galoppe dahersprengte. Obgleich die Gegend sicher war, und man nie etwas von Räubern gehört hatte, dachte Ali Baba doch, es möchte am besten seyn, wenn er sich verstecke. Darum trieb er seine drei Esel in's Gebüsch, und er selbst stieg auf einen Baum, dessen Zweige ihn verbargen. Durch das Laub konnte er aber alles sehen, was um ihn vorging.

Kaum war er oben, so kamen auch die Reiter dahergesprengt. Sie hielten ganz nahe bei ihm still, stiegen von ihren Pferden, und schnall-

ten ihre schweren Mantelsäcke ab. An ihren Waffen und ihren wilden Gesichtern sah Ali Baba deutlich, daß es Räuber waren. Der Ansehnlichste unter ihnen stellte sich ganz dicht vor eine hohe Felsenwand, die mit Gebüsch bedeckt war, und rief mit lauter Stimme: „Sesam, thu' dich auf!" und sobald er das Wort gesprochen hatte, öffnete sich eine Thür in dem Felsen. Der Hauptmann ließ seine Räuber alle voraus hineingehen, und folgte ihnen dann nach. Kaum war er drinnen, so schloß sich die Thür wieder zu, daß man außen keine Spur mehr davon wahrnehmen konnte.

Während die Räuber in der Höhle waren, zählte Ali Baba ihre Pferde, die sie an den Büschen umher angebunden hatten. Es waren vierzig. Jeder Räuber hatte seinem Pferde ein kleines Futtersäckchen mit Gerste an das Maul gebunden, und sie fraßen begierig daraus. Da dem armen Ali die Zeit auf seinem Baume lang wurde, kam er auf den Gedanken, herunter zu steigen, schnell auf eines der Pferde zu springen, noch eines beim Zügel zu ergreifen, und nach der Stadt zu jagen. Dann dachte er aber, die Räuber möchten es merken, ihm nacheilen, und wenn sie ihn einholten, so wäre sein Tod gewiß. Er blieb darum geduldig auf seinem Baume sitzen.

Endlich ging die Felsenthür wieder auf, und die Räuber kamen, einer nach dem andern, mit dem leeren Felleisen heraus. Der Hauptmann kam zuletzt, stellte sich vor die Thür, und rief

wieder mit lauter Stimme: „Sesam, schließe dich zu!“ und die Felsenwand war wieder geschlossen, daß man keine Spur mehr von dem Eingange bemerken konnte.

Nun schnallten die Räuber ihre leeren Felleisen wieder auf, zäumten ihre Pferde, und saßen auf. Darauf jagte der Hauptmann an ihrer Spitze mit ihnen denselben Weg zurück, den sie gekommen waren. — Ali Baba stieg aber nicht sogleich von seinem sichern Baume herab, denn er fürchtete, sie könnten etwas vergessen haben, und wieder zurückkehren. Erst als er die Staubwolke ganz in der Ferne verschwinden sah, verließ er seinen Zufluchtsort.

Er trieb seine Esel aus dem Gebüsche zusammen, und ging dann an die Felsenwand. „Ob sich die Thür wohl auch aufthut, wenn ein Anderer die Worte spricht?“ dachte er bei sich, und rief: „Sesam, thue dich auf!“ Da öffnete sich alsbald ein geräumiger Eingang. Er hatte vermuthet, eine finstere Berghöhle zu finden; aber als er einige Stufen hinabgestiegen war, schloß sich die Thür, und er sah ein sehr großes Gewölbe, welches durch eine künstliche Oeffnung von oben so viel Licht erhielt, daß es ganz hell darin war. An den Wänden lagen große Vorräthe von mancherlei Art, Lebensmittel, hoch aufeinander gethürmte Ballen von seidenen Stoffen, von silber- und golddurchwirkten Stoffen, prächtigen Teppichen, feinen wollenen Tüchern, große Straußfedern, ganze Haufen von ledernen Beuteln, mit Gold-

und Silbermünzen gefüllt, große irdene Geschirre, voll der schönsten morgenländischen Perlen, ganze Gefäße voll Edelsteine, kurz alles, was man von kostbaren und seltenen Waaren nur ersinnen konnte. Man sah daraus, daß eine Räuberbande schon lange dieses Gewölbe zum Sammelplatze ihrer Beute benutzt haben mußte.

„Hum,“ sprach Ali Baba für sich, „wenn das Geld und Gut rechtlichen Leuten gehörte, die es auf ehrliche Weise erworben hätten, so wollte ich mich wohl hüten, etwas davon zu berühren. Wenn ich aber diesen Spitzbuben und Raubgenossen nun einen kleinen Theil ihrer Beute entziehe, was ist daran gelegen? Sie merken es nicht einmal, und wenn sie es auch merkten, so thut das nichts. Wenn ich es den Richtern anzeigte, so würde ihnen ja doch alles genommen, und man würde ihnen selbst nachstellen, und sie mit dem Tode strafen. Und da droben der Himmel kann auch nichts dagegen haben, wenn sich ein armer Mann mit solchem Gelde ein besseres Leben zu verschaffen sucht.“

Er machte sich also gutes Muthes über die Geldbeutel her, und trug von denen, die mit Goldmünzen gefüllt waren, so viel hinaus, als er glaubte, daß seine drei Esel zu tragen im Stande wären. So oft er wieder in die Höhle hinein ging, schloß sie sich von selbst; wenn er aber hinaus gehen wollte, rief er: „Sesam, thu' dich auf!“ und dann blieb die Thür offen. Als er so zum letzten Mal eine Last der schwe-

ren Goldbeutel heraus getragen hatte, rief er: „Sesam, schließe dich zu!“ und die Felsenhöhle schloß sich.

Nun bepackte er seine Esel mit den Goldbeuteln, die er so mit dürrem Holze bedeckte, daß man nichts davon sehen konnte, und trieb sie nach der Stadt zurück. Diesmal lud er sie nicht vor der Hausthür auf der Gasse ab, wie er sonst pflegte, sondern zog sie in ihren Stall, machte die Thür zu, und nahm ihnen erst hier ihre Last ab.

Er trug darauf die schwer mit Golde gefüllten Beutel in das Haus. Seine Frau saß auf einem Polster, und er legte ihr die Beutel in eine Reihe vor die Füße; dann gieng er, und holte wieder eine Tracht, und gieng wieder. Die Frau befühlte einige der Beutel, und erschrak, als sie entdeckte, daß Gold darin war. Als aber ihr Mann wieder mit einem Arm voll herein kam, rief sie ganz betrübt: „Ach, lieber Mann, so viel Gold hast du doch wohl nicht auf ehrliche Art an dem einen Tage erwerben können. Zu welchem Verbrechen hast du dich verleiten lassen?“

„Ei, was!“ antwortete Ali Baba, „du glaubst am Ende gar, ich sey ein Straßenräuber oder ein Mörder geworden? Nein, liebes Weib, im Gegentheil! dieses Gold habe ich den Straßenräubern abgenommen. Warte nur, du sollst bald eine bessere Meinung von mir bekommen.“ Er setzte sich zu ihr, und indem er das Gold aus den Beuteln ausleerte, erzählte

er ihr sein Abenteuer. „Aber,“ setzte er hinzu, „verschweigen müssen wir sehr sorgfältig, wie wir zu unserm Reichthum kamen. Wenn sonst die Gerichte auf die Räuber aufmerksam werden und ihnen nachstellen, so können die Räuber auch leicht erfahren, wer ihr Geheimniß verrathen hat. Dann wäre ich meines Lebens nicht mehr sicher. Ueberhaupt müssen wir unsern Reichthum nicht sogleich auf einmal merken lassen. Man könnte sonst vermuthen, ich hätte ihn auf unerlaubte Weise erworben, und sicher würde man mich dann zur Rechenschaft ziehen.“

Seine Frau stimmte damit völlig überein, und sie beschloßen, ihren Schatz in dem Stalle in die Erde zu vergraben. „Aber,“ sagte die Frau, „wir müssen das Geld doch erst zählen.“ Ali Baba antwortete aber: „Liebes Weib, wie lange hättest du daran zu zählen?“ Die Frau meinte, man müßte doch so ungefähr wissen, wie reich man sey, sie wollte ein Mäßchen leihen, und die Goldstücke messen. Auch das wollte Ali Baba nicht zugeben. Aber sie bat und schmeichelte ihm so lange, bis er ihr endlich erlaubte, in der Nachbarschaft ein Mäßchen zu holen. Er gieng indessen in den Stall, und machte eine Grube, um das Gold darin zu verscharren.

Die Frau fragte bei einigen Nachbarinnen an, sie hatten aber alle kein Mäßchen bei der Hand.

In derselben Straße wohnte auch ein Bruder des Ali Baba, der Kassim genannt ward.

Dieser hatte bald nach seiner Verheirathung von einem Verwandten seiner Frau einen wohleingerichteten Kramladen, große Vorräthe an Waaren und einige Ländereien geerbt, und lebte nun in gutem Wohlstande. Aber er war sehr geizig, und hatte bisher seinen Bruder gar nicht in seiner bedrängten Lage unterstützt. Auch war seine Frau sehr hochmüthig, und wollte keinen Umgang mit ihrer armen Schwägerin haben. Daher kam es, daß auch Ali Baba's Frau nur in den Fällen der größten Noth in Kassims Haus kam. Diesmal aber gieng sie doch hin, und sprach ihre Schwägerin an, sie möchte ihr doch nur auf ein Paar Minuten ein Mäßchen leihen.

Kassims Frau gieng, ihr das Maß zu holen. „Was mag sie wohl zu messen haben?" fragte sie bei sich, und strich schnell ein wenig Honig innen auf den Boden des Maßes, und brachte es ihr. Sie eilte damit nach Hause, und maß ihr Gold, und freute sich mit ihrem Manne, daß sie das Mäßchen so oft füllen konnte. Als sie fertig waren, vergrub Ali Baba das Gold, und die Frau brachte das Mäßchen ihrer Schwägerin wieder, und dankte ihr für ihre Gefälligkeit.

Kaum war sie aus der Stube, so betrachtete Kassims Frau das Mäßchen. Wie erstaunte sie aber, als ein blinkendes Goldstück an dem Honig hieng. „Was?" rief sie neidisch, „Ali Baba hat das Gold mäßchenweis, und kann es gar nicht mehr zählen? Wie mag der Schlucker

zu so vielem Golde gekommen seyn?" Mit Sehnsucht wartete sie nun, bis ihr Mann am Abend aus seiner Bude nach Hause kam.

Zweites Kapitel.

Kassim hatte an jenem Tage einen vortheilhaften Handel geschlossen, und kam ganz vergnügt nach Hause. Er erzählte seiner Frau sogleich beim Eintritte davon, und schloß mit den Worten: „So segnet der Himmel meinen Fleiß, und unsere Güter vermehren sich zusehends." Seine Frau konnte aber kaum warten, bis er ausgeredet hatte, und fiel schnell ein: „Ja, du läß'st dir dein Stückchen Brod sauer werden; indessen dein Bruder auf leichtere Art zu weit größern Reichthümern gelangt, als du mit all' deinem Schweiß und saurer Mühe zu erwerben im Stande bist. Wir können unser Geld noch ganz wohl zählen; dein Bruder mißt das Gold aber in Scheffeln."

Kassim lachte, und sprach: „Mein Bruder? Ali Baba? — „Nun, der wird freilich *kein* *Gold* zählen, aber *messen* wird er's noch weniger. Wie meinst du das?" — Da erzählte ihm seine Frau, wie die Schwägerin ein Mäßchen geliehen habe, und zeigte ihm das Goldstück, das darin hängen geblieben war. Er betrachtete die Münze, konnte aber das Gepräge derselben gar nicht erkennen, und selbst

der auf derselben stehende Name des Fürsten war ihm unbekannt. So alt war die Münze.

Er war durch seinen Handel und durch den Wucher schon so habsüchtig geworden, daß er sich über das Glück seines Bruders gar nicht freuen konnte. Die ganze Nacht brachte er schlaflos zu, denn der Neid ließ ihn nicht schlafen. Mit dem frühesten Morgen gieng er zu Ali Baba. Er nannte ihn gar nicht Bruder; denn seit er durch seine Frau so wohlhabend geworden war, hatte er diesen Namen ganz vergessen.

„Ali Baba," sprach er, „du thust sehr geheim mit deinen Umständen. Du stellst dich arm, wie ein Lump, wie ein Bettler, und doch hast du so viel Gold, daß du es messen mußt." Ali Baba that, als wüßte er gar nicht, was sein Bruder damit sagen wollte. Aber Kassim zeigte ihm das Goldstück, und sprach: „Das hat meine Frau in dem Mäßchen gefunden, als du es wieder schicktest. Wie oft habt ihr's mit solchen Stücken voll bekommen?"

Nach diesen Reden merkte Ali Baba wohl, daß er sich nicht weiter verstellen konnte, weil das Geheimniß seines Reichthums durch die Unvorsichtigkeit seiner Frau verrathen war. Darum erzählte er seinem Bruder die ganze Begebenheit, wie er die Räuberhöhle entdeckt hatte, und bot ihm die Hälfte seines Goldes an. „Ja," sprach Kassim, „das verlange ich auch ganz natürlich. Aber ich muß auch wissen, wo die Höhle ist, und wie man hinein kommen kann,

daß ich mir selbst dort hole, was mir gefällt. Wenn du mir das nicht alles genau sagst, so gebe ich's bei den Gerichten an. Dann wird dir nicht allein die Hoffnung genommen, noch mehrere Schätze zu holen, du mußt auch noch ausliefern, was du schon hast."

Ali Baba beschrieb ihm mehr aus natürlicher Gutmüthigkeit, als aus Furcht vor seinen Drohungen, ganz genau die Waldgegend, wo er den Felsen finden könnte, und die Stelle, wo sich die Thür befand. Auch sagte er ihm die Worte, die man aussprechen mußte, damit sich die Thür öffnete und schloß, wie man es haben wollte.

Als Kassim alles wußte, gieng er weg, und war entschlossen, sich, wo möglich, aller Schätze zu bemächtigen, die in der Räuberhöhle verborgen waren. Er machte sich deswegen am folgenden Tage mit der ersten Morgendämmerung auf, und gieng mit zehn Maulthieren mit großen Packkörben in den Wald an die bezeichnete Stelle. Er fand richtig den Fels, und erkannte an den verwachsenen Büschen die Stelle, wo sich die Thür in den Felsen öffnete. Er band seine Maulthiere nicht an, weil er wußte, daß sie geduldig waren, stellte sich vor den Felsen, und rief: „Sesam, thue dich auf!" Da öffnete sich die Thür, er gieng hinein, und die Thür fuhr wieder zu.

Er erstaunte, als er die Reichthümer und Kostbarkeiten sah. Er hätte geglaubt, er würde beinahe Alles auf seine zehn Maulthiere la-

den können, und sah, daß hundert Kameele noch nicht im Stande waren, die Hälfte davon zu tragen. „Geduld!“ sagte er zu sich selbst, um seine Habsucht zu beruhigen, „Geduld! wir kommen morgen wieder, und da wollen wir schon mehr Lastthiere mitbringen.“

Lange konnte er nicht satt werden, all' die Kostbarkeiten zu betrachten. Endlich erinnerte er sich, daß er anfangen müßte, aufzupacken. Er suchte darum immer das Kostbarste von allem aus, und trug es an den Ausgang, und häufte dort zusammen, was er mitnehmen wollte. — Ein Gefäß mit Edelsteinen dünkte ihm immer vorzüglicher, als das andere; ein Beutel mit Gold schien ihm schwerer, als der andere; ein Stück Gold- oder Silberstoff hielt er für schöner und reicher, als das andere. Was ihm gefiel, schleppte er an den Ausgang. Hunger und Durst vergaß er in seiner Habgier, und bauete so einen ganzen Berg von allerlei Waaren auf, die er seinen Maulthieren aufladen wollte, weit mehr, als sie zu tragen im Stande gewesen wären.

Nun wollte er sie aufladen. Er nahm von den Dingen, die er unten in die Packkörbe thun mußte, und gieng an die Thür. Aber — — wie sollte er sagen? — Er besann sich hin und her, und es fiel ihm nicht ein. Er versuchte allerlei: „Fels, thue dich auf!“ — der Fels blieb geschlossen. „Thor, thue dich auf!“ — das Thor blieb geschlossen. „Thür, thue dich auf!“ — die Thür blieb geschlossen. „Berg,

thue dich auf!“ — der Berg that sich nicht auf. „Nein, nein“ sprach er dann bei sich, „es war etwas Ungewöhnliches. War's nicht eine Art Obst? Apfel? Birn? Nuß? Dattel? — Nein, nein! — halt! eine Getreideart war's.“ Nun glaubte er das Wort gefunden zu haben, und rief: „Gerste, geh' auf!“ die Thür blieb aber zu. „Frucht, geh' auf!“ — Er rieth noch mehrere Getreidenamen, aber vergebens! Wie es oft geht, daß einem das gemeinste Wort aus dem Gedächtnisse entgeht, so fiel ihm gerade der Sesam nicht ein. Plötzlich rief er noch einmal, als wäre er jetzt seiner Sache gewiß: „Senfsame, thue dich auf!“ Aber es half auch nichts; er war und blieb eingesperrt.

Er gerieth darüber in große Bestürzung, warf den Sack hin, den er schon auf der Schulter hatte, gieng mit großen Schritten in der Höhle auf und ab, aber der Name fiel ihm nicht ein. Er untersuchte, ob die Höhle nicht sonst einen Ausgang habe, aber er fand keinen, als die Oeffnung an der Decke. Diese war indessen so hoch oben, daß er sie auf keine Weise erreichen konnte. Er gieng zurück an die Thür, und versuchte, sie mit Gewalt zu öffnen. Sie stand aber so fest, daß alle Versuche vergeblich waren. Da warf er sich in Verzweiflung auf die Erde, und rang die Hände, und beklagte sein Schicksal.

Drittes Kapitel.

Der Mittag war indessen längst vorübergegangen, und als es Abend wurde, kamen die Räuber heran. Als sie die Maulthiere an ihrem Felsen sahen, sprengten sie schnell heran. Davon wurden die Maulthiere scheu, und verliefen sich in den Wald. Die Räuber jagten ihnen nicht weiter nach, denn es war ihnen nur darum zu thun, den zu finden, der sie daher getrieben hatte. Einige von ihnen sprengten darum um den Felsen herum; die andern stiegen mit dem Hauptmanne ab, stellten sich im Halbkreise um den Eingang, und zogen die Säbel.

Kassim hatte sie kommen hören. Anfangs wollte er sich verstecken, er sah aber keinen schicklichen Ort. Darum stellte er sich ganz vorn hin, zum Sprung gefaßt, und hoffte, durch Schnelligkeit zu entwischen, wenn die Thür aufgienge.

Da rief der Hauptmann außen: „Sesam, thue dich auf!“ Als er das Wort hörte, rief auch Kassim unwillkührlich zugleich: „Sesam, thue dich auf!“ Die Thür öffnete sich, und Kassim sprang mit einem Satze hinaus, und rannte an den Hauptmann, der gerade vor dem Eingange stand, daß er zu Boden stürzte. Er entkam aber nicht. Einer der Räuber, die im Halbkreise umherstanden, spaltete ihm mit einem Säbelhiebe den Kopf bis auf den Nacken. Er

fiel todt nieder, und nun kamen die übrigen Räuber herzu, und zerhieben ihn in vier Stücke.

Nun giengen sie in die Höhle, und legten die Waaren und Kostbarkeiten, welche Kassim an dem Eingange aufgehäuft hatte, wieder an ihre Stelle. Dann untersuchten sie alle Winkel der Höhle, um zu sehen, wie er hineingekommen seyn könnte. Sie fanden aber nichts. „Oben kann er denn doch nicht durch die Lichtöffnung hereingekommen seyn," sagte einer der Räuber, „denn die Höhe ist zu groß. Er hätte ja Hals und Beine gebrochen, und zudem ist es ja ganz unmöglich, den steilen glatten Felsen zu ersteigen. Und durch die Thür ist er doch schwerlich hereingegangen. Denn wenn er gewußt hätte, wie man sie öffnet, so hätte er auch wieder herausgehen können." „Ei," sagte ein anderer, „er hat noch nicht genug zusammengeschleppt gehabt; denn er hatte ja eine ganze Heerde Lastthiere bei sich. Wir haben ihn nur an seiner guten Arbeit gestört."

„Dieser schadet uns nicht mehr," sagte der Hauptmann; „aber damit Jeder ein warnendes Beispiel habe, wer etwa noch um unser Geheimniß weiß, und in unsere Höhle geht, so leget auf jede Seite des Einganges ganz vorn in die Höhle zwei Stücke von diesem Todten. Wir wollen aber nun einen Zug in ferne Gegenden machen, daß wir nicht eher wieder hierher kommen, als bis sich der üble Geruch des Leichnams etwas verloren hat."

Die

Die Räuber thaten, wie der Hauptmann befohlen hatte, dann giengen sie alle heraus, der Hauptmann rief: „Sesam, schließe dich zu!" und als die Thür sich geschlossen hatte, untersuchte er noch den Fels; aber man sah gar keine Spur von einer Thür. Sie setzten sich darauf wieder alle zu Pferd, und sprengten davon, um auf den gangbaren Straßen die Karavanen der reisenden Kaufleute zu überfallen und zu berauben.

Gegen die Nacht kam Kassims Frau eilig zu Ali Baba gelaufen, und sprach: „Lieber Schwager, Euer Bruder ist heute frühe schon nach dem Walde gegangen (Ihr wisset wohl warum), und ist noch nicht zurück." Ali Baba hatte sich vermuthet, daß Kassim hinausgehen würde, und war deswegen selbst zu Hause geblieben, um ihn nicht zu stören. Er tröstete seines Bruders Weib, und stellte ihr vor, daß Kassim seine gute Ursache haben könnte, warum er wahrscheinlich erst bei dunkler Nacht in die Stadt zurückkehren würde. Mit diesem Troste gieng sie nach Hause.

Es ward aber völlig Nacht, und ihr Mann kam noch immer nicht; es ward später und später, und er kam noch nicht; es ward Mitternacht, und er war noch nicht da. Sie weinte und bereuete ihre Neugier, die Schuld an dem Unglücke war, das sie noch nicht kannte. Sie fürchtete und hoffte bis an den Morgen — aber Kassim war nicht gekommen. Da lief sie wie-

der zu Ali Baba, und sagte es ihm, daß er immer noch nicht zurück wäre.

Da machte sich Ali Baba sogleich mit seinen drei Eseln auf den Weg. Als er an den Felsen kam, sah er das Blut in dem Grase, und er hielt es gleich für eine schlimme Vorbedeutung. Er rief: „Sesam, thue dich auf!" und kaum hatte sich der Eingang geöffnet, so sah er auch gleich bei seinem Eintritte den geviertheilten Leichnam seines Bruders. Obgleich dieser sich in seinem Leben nie brüderlich gegen ihn erwiesen hatte, traten ihm jetzt doch die Thränen in's Auge, und er beklagte seinen Tod mit aufrichtigem Bruderherzen. Unter diesen Thränen packte er die vier Stücke seines Leichnams in zwei kostbare Decken, die er aus der Höhle der Räuber nahm, und legte sie auf einen seiner Esel; rings umgab er diese vier Stücke aber mit dürrem Holze, daß man nicht erkennen konnte, was der Esel trug. Hierauf holte er wieder von den mit Goldmünzen gefüllten Beuteln eine Last für seine beiden andern Esel, bepackte sie oben darauf auch mit dürren Reisern, rief: „Sesam, schließe dich zu!" und gieng mit seinen Eseln von dannen. An dem Ende des Waldes wartete er aber, bis es Abend war, und zog dann langsam gegen die Stadt, daß er erst mit der Nacht daselbst ankam.

Er trieb seine Esel zuerst an sein Haus, übergab seiner Frau die beiden mit Gold beladenen, um sie abzupacken, und nachdem er ihr insgeheim kurz erzählt, in welchem Zustande er

den Leichnam seines Bruders gefunden hatte, trieb er den andern Esel an Kassims Haus, und klopfte daselbst an.

Morgiana öffnete die Thür. Diese Morgiana war eine sehr kluge Sklavin Kassims, voller Gewandtheit, und wußte gleich in allen Verlegenheiten guten Rath zu geben. Dabei war sie sehr treu, und ihrer Herrschaft ergeben.

Ali Baba führte seinen Esel in den Hof, packte das dürre Holz ab, und nahm Morgiana auf die Seite, indem er ihr die beiden Päcke zeigte. „Sieh'," sprach er, „das ist deines Herrn Leichnam. Es kommt nun Alles darauf an, daß die Nachbarschaft nichts von der Art seines Todes erfährt, und daß wir die Leute glauben machen, er sey eines natürlichen Todes gestorben, damit er ein ehrliches Begräbniß erhält. Wie das zu machen ist, überlassen wir ganz deiner Klugheit. Führe mich nun zu deiner Herrin, und gieb auf alles Acht, was du hören wirst, um dich darnach zu richten."

Als er zu Kassims Frau hineintrat, rief sie ihm gleich entgegen: „Was bringt Ihr für Botschaft? lebt mein Mann? — „Euer Gesicht weissagt mir nichts Tröstliches." Er redete ihr zu, sich ja zu fassen, und nicht in lautes Wehklagen auszubrechen. „Denn," fügte er hinzu, „es ist für Euch so wichtig als für mich, aus dem, was uns geschehen ist, ein Geheimniß zu machen." Sie versprach, ihren Schmerz ruhig zu tragen, und er erzählte ihr

Alles, und brachte am Ende den geviertheilten Leichnam in ein Zimmer.

Seine Schwägerin war trostlos; doch äusserte sie ihren Schmerz nur halblaut. „Ach!" sprach sie, „außerdem, daß ich meinen treuen Kassim verloren habe, habe ich nun eine Menge von Handelsgeschäften, die zum Theil angefangen, zum Theil halb vollendet sind, über mir. Wer soll die ausführen? Solche Geschäfte kann nur ein Mann besorgen, ach! und wer wird sich meiner annehmen?" Ali Baba hatte Mitleiden mit ihr, und sprach zu ihr: „Ich will Euch einen Vorschlag machen, der Euch über diese Bekümmerniß trösten kann. Seht, es ist ja bei uns Persern Sitte, daß wohlhabende Männer mehr als eine Frau haben. Ich will Euch noch zu meiner Frau, die ich schon habe, heirathen, und Eure Handelsgeschäfte besorgen. Das Gold, das ich aus der Räuberhöhle mitgenommen habe, macht gewiß so viel aus, als Euer ganzes Vermögen. Wir sind also darin einander gleich, und meine Frau wird auch damit zufrieden seyn. Ich denke, wir können recht glücklich zusammen leben."

Kassims Wittwe nahm den Vorschlag an. Ali Baba erinnerte die Sklavin Morgiana noch an ihren Auftrag, und trieb dann seinen Esel nach Hause.

Morgiana lief schnell zu einem Apotheker, der in der Nachbarschaft wohnte. Ganz außer Athem rief sie: „Geschwind, Herr Nachbar, die Arzenei, wißt Ihr, die starke, man ge-

braucht sie nur in gefährlichen Krankheiten!" Der Apotheker saß gerade auf seinem Arzneitische. Er legte den Finger zwischen die Zähne, und schien sich zu besinnen. Dann sprach er zu der Sklavin: „Wer ist denn krank, mein schönes Kind?" „Ach," antwortete Morgiana, „mein Herr selbst. Es hat ihn eben sehr schnell angefallen, und schüttelt ihn, wie ein Fieber. Er ist sterbenskrank. Wir wissen freilich noch nicht recht, was ihm fehlt; aber wir denken, daß Eure Arzenei ihm wieder helfen soll."

„Nur Geduld, liebes Kind," antwortete der Apotheker, „ich weiß jetzt schon, was Sie für eine Mixtur meint." Damit griff er nach einer Flasche, und goß davon in eine Schale. Dann griff er nach einer Büchse, und nahm etwas Latwerge heraus, und rührte sie darunter. Beim Umrühren sprach er aber: „da es für Herrn Kassim ist, muß ich die Arzenei ein wenig stärker machen, denn er ist ein starker Mann. Sie hat auch ganz wohl gethan, liebes Kind, daß Sie zu mir gegangen ist; denn wenn meine Arzneien nicht mehr helfen können, so hilft auch der große Prophet Mahomed nicht mehr. Und, unter uns gesagt, die andern Apotheker verstehen nichts. Aber woher kommt's? — sie studiren nicht!" — Die Arzenei war während dieser Rede fertig geworden; er gab sie ihr hin, und ließ ihrem Herrn eine gute Besserung wünschen. Sie gab ihm das Geld dafür, und eilte fort.

Am andern Morgen kam Morgiana ganz

traurig zu dem Apotheker, und sprach: „Ach, Herr Nachbar, gebt mir eine noch stärkere Arzenei; die gestrige hat nicht viel geholfen. Im Gegentheil, mein Herr ist um vieles kränker, als gestern. Ich glaube, er lebt keinen Tag mehr. Ich muß nachher auch gleich Ali Baba, seinen Bruder, zu ihm rufen."

„Das ist mir leid, sehr leid!" sagte der Apotheker. „Nun, mein schönes Kind! ich will ihm eine Arzenei machen, die zwar ein wenig theuer ist, aber man gebraucht sie gewöhnlich, wenn sonst nichts mehr helfen will. So lang der Athem aus- und eingeht, muß man nicht verzweifeln; der Patient kann sich immer noch erholen." Er mischte die Arzeneien aus vielen Kolben und Büchsen unter einander, und gab ihr das Gemische. Morgiana bezahlte, was er dafür forderte, und er rief ihr noch nach, indem sie weggieng: „Wenn's nicht hilft, so ist die Arzenei gewiß nicht Schuld. Für den Tod freilich ist kein Kraut gewachsen."

An diesem Tage gieng auch Ali Baba und seine Frau bei Kassim oft aus und ein. Man sah sie sehr traurig, man hörte von dem Apotheker, daß Kassim todtkrank sey, und so wunderte sich Niemand, als man gegen Abend in Kassims Hause ein Schreien und Wehklagen hörte, und bald darauf von den Sklaven und Dienern die Nachricht erhielt, daß Kassim gestorben sey.

Nun wußte Morgiana, daß ein armer Schuhflicker, Baba Mustafa, ein lustiger Mann, jeden Morgen sehr früh schon auf dem Markte

in seiner Bude saß und arbeitete. Sie gieng darum am nächsten Morgen, noch ehe es ganz Tag war, auf den Markt. Baba Mustafa war der Erste, der seine Arbeitsbude aufschloß. Morgiana trat sogleich hinzu, wünschte ihm einen guten Morgen, und drückte ihm dabei ein Goldstück in die Hand.

Baba Mustafa betrachtete es und lachte. Dann sprach er zu ihr: „Soll das mein Handgeld seyn? Nun, nun, ich bin bereit! womit kann ich Euch dienen?“ „Nehmt schnell, was Ihr zum Nähen braucht,“ antwortete Morgiana, „und kommt mit mir. Aber Ihr müßt Euch gefallen lassen, daß ich Euch die Augen verbinde, damit Ihr nicht seht, wohin ich Euch führe.“

„Wie?“ sprach Baba Mustafa, „ich soll mich mit verbundenen Augen führen lassen? Soll nicht wissen, wohin? Das lautet mir verdächtig. Da, nehmt das blanke Goldstück wieder. Ein reines Gewissen ist mir lieber, als das reinste Gold.“ Morgiana drückte ihm noch ein Goldstück in die Hand und sprach: „Ihr sollt nicht gegen Euer Gewissen handeln, und nicht gegen Eure Ehre. Was Ihr thun sollt, bringt keinem Menschen Nachtheil.“

„Nun, in Gottes Namen!“ sprach Mustafa. Er ließ sich die Augen verbinden, und Morgiana führte ihn durch einige Umwege in Kassims Haus, wo sie ihm das Tuch erst wieder in einer dunkeln Stube abnahm. Hier zeigte sie ihm die vier Stücke von Kassims Leich-

nam, und fragte ihn, ob er diese gut zusammennähen wollte. „Ei, warum das nicht?" rief Baba Mustafa, „den will ich mit meinem Pechdrahte schon zusammenheften, daß er so leicht nicht wieder aus einander reissen soll." Mit diesen Worten fieng er an zu nähen, und als er fertig war, drückte ihm Morgiana noch ein Goldstück in die Hand, und verband ihm die Augen wieder, und führte ihn in seine Bude zurück. Hier gab sie ihm noch ein Goldstück, und er mußte ihr versprechen, gegen Niemand etwas zu verrathen.

Als der Tischler hierauf kam, um das Maß für den Sarg zu nehmen, war Kassims Leiche schon mit einem gewöhnlichen Leichenanzuge bekleidet. Aber damit der Tischler die Naht über das Gesicht nicht sehen sollte, hatte Morgiana ein Tuch über Kassims Kopf geschlagen. Und als der Sarg kam, legte sie mit Ali Baba den Leichnam selbst hinein. Der Imam kam, die Nachbarn versammelten sich, und viere trugen den Sarg. Der Imam folgte mit den übrigen Dienern der Moschee, und sprach seine Gebete; Morgiana gieng als Sklavin des Hauses mit entblößtem Haupte hinter ihnen, und klagte, jammerte und weinte; nach ihr kam Ali Baba mit trauriger Miene, und hinter ihm giengen die übrigen Nachbarn, von welchen viere immer den Sarg abnahmen, wenn die Träger müde waren. So kamen sie nach dem Begräbnißorte, und begruben Kassims Leiche.

Bei Kassims Wittwe hatten sich die Nachba-

rinnen versammelt, und klagten und jammerten mit ihr, daß die ganze Nachbarschaft ihr Geschrei hörte, und Jedermann den herzlichsten Antheil nahm. Niemand in der ganzen Stadt merkte, daß Kassim nicht eines natürlichen Todes gestorben war.

Nach wenigen Tagen heirathete Ali Baba seine Schwägerin, und brachte sein weniges Hausgeräthe in Kassims Haus. Das war in jener Gegend gar nichts Ungewöhnliches, darum fiel diese Heirath auch keinem Menschen auf. Das Gold brachte Ali Baba bei Nacht in seine neue Wohnung. Aber Kassims Kaufbude schenkte er seinem Sohne, der bisher bei einem Kaufmann in der Lehre war, und dessen Lehrzeit eben in jenen Tagen zu Ende gieng.

Viertes Kapitel.

Es war indessen einige Zeit vergangen, und Ali Baba hatte noch manchmal „Sesam, thu' dich auf!" gesagt, und so viele von den Goldbeuteln geholt, daß man es an dem Haufen nach und nach wohl merken konnte; da kamen eines Tages die vierzig Räuber wieder in ihre Höhle.

Als sie Kassims Gebeine nicht mehr fanden, und die große Lücke in ihrem Goldhaufen bemerkten, riefen sie sogleich: „Wir sind verrathen! es weiß noch Jemand um unser Geheimniß!" Der Hauptmann stimmte mit ein, und

sprach: „Freunde, das muß unsere erste Sorge seyn, daß wir den entdecken, der die Gebeine des Geviertheilten aus der Höhle nahm; sonst wird uns nach und nach unser ganzer Reichthum gestohlen, den wir mit so sauerm Schweiße und mit so vielen Gefahren erworben haben. Wahrscheinlich wohnt der Thäter in der nächsten Stadt. Vor allen Dingen müssen wir sein Haus zu entdecken suchen. Darum muß sich einer von uns ohne Waffen als Reisender in die Stadt schleichen, und auszukundschaften suchen, aus welchem Hause ein Geviertheilter begraben wurde. Wissen wir das, dann müssen wir Mittel und Wege suchen, alle Männer in dem Hause um's Leben zu bringen, daß wir den Rechten gewiß mit umbringen."

Die Räuber gaben dem Hauptmann ihren Beifall zu erkennen, und er fuhr fort: „Damit ich aber versichert bin, daß derjenige auch seine Schuldigkeit vollkommen thut, den wir in die Stadt schicken, so schwöre ich bei dem Propheten, daß ich den ohne Nachsicht tödten lasse, der uns durch seine Nachlässigkeit an das unrechte Haus führt, oder der wiederkommt, ohne eine Spur ausgekundschaftet zu haben."

„So ist's recht, mein Hauptmann!" rief einer der Räuber, und daß Ihr nicht das Loos zu werfen braucht, wer von uns in die Stadt gehen muß, so schickt nur mich hinein. Ich habe noch von Alters her sehr viele Freunde und Bekannte dort, die nicht wissen, wo ich hingekommen bin. Auf den äußersten Fall kann

ich mich diesen zu erkennen geben, als käme ich von weiten Reisen zurück, und da erfahre ich alle Ereignisse, die sich seit meiner Abwesenheit zugetragen haben, auf die leichteste Art."

Der Hauptmann und die andern Räuber lobten ihn sehr wegen dieses Anerbietens. „Bedenke es aber wohl," sagte der Hauptmann, „es gilt dein Leben, wenn du deine Sache nicht gut machst." „Es soll gelten!" rief der alte Räuber, und kleidete sich so, daß man ihn für einen ganz ehrbaren Reisenden ansehen konnte, und versah sich mit Gold, und gieng ganz früh in der nächsten Morgendämmerung in die Stadt.

Auf dem Markte war erst eine Bude geöffnet, und das war gerade die Bude des fleißigen Schuhflickers. Baba Mustafa saß auf seinem Schusterschemel, und arbeitete an einem alten Schuhe, und pfiff sich ein lustiges Liedchen. Der Räuber trat zu ihm und grüßte ihn. „Guten Morgen!" sprach er, „du alter Graukopf! Nun, das heiß' ich fleißig seyn, wenn man so früh schon an der Arbeit ist. Wenn Ihr Euer Leben durch so arbeitsam war't, so möcht Ihr Euch ein hübsches Vermögen zusammengeflickt haben."

„Ei was!" sagte Baba Mustafa lachend, „ein Schuhflicker mag noch so fleißig seyn, so wird er doch niemal reich. Unsere Arbeit wird zu schlecht bezahlt."

„Nun, nun!" antwortete der Räuber, „das Sprichwort sagt doch: Morgenstunde hat

Gold im Munde!" „Das mag auf andere Leute wohl||passen," meinte Baba Mustafa. „Aber eines Schuhflickers Morgenstunde hat nur Kupfergeld und kleine Silbermünzen im Munde. Die Sprichwörter halten selten Wort. Ja, ein Mal hat meine Morgenstunde doch auch Gold im Munde*gehabt, und recht hübsches Gold, recht viel."

„Da habt Ihr gewiß einem vornehmen Herrn gearbeitet?" fragte der Räuber gleichgültig. „Ob er reich war, weiß ich nicht," antwortete Mnstafa; „aber gut bezahlt ward ich. Freilich muß eine solche Arbeit besser bezahlt werden, als wenn man Schuhe flickt. Ich habe dem Arzte ein Bischen in sein Handwerk gepfuscht; ich hab' ihn herrlich herausgeflickt." „Wie habt Ihr denn das gemacht? habt Ihr ihm Arzenei verschrieben?" fragte der Räuber. „Nichts da!" lachte Mustafa, „geflickt, wie man den Schuh flickt, mit dem Pfriemen und mit Pechdraht."

Bei diesen Reden ward der Räuber aufmerksam. „O, geht!" sagte er, „haltet mich nicht für einen Thoren, dem Ihr so etwas weiß machen könnt. Wer wird eine Wunde mit Pechdraht zusammennähen?" „Herr!" rief Baba Mustafa, „wenn man solche Wunden hat, so näht man sie wohl mit Pechdraht zusammen. Ihr müßt wissen, der Patient war vom Kopfe bis auf die Beine, und von der rechten bis auf die linke Seite eine Wunde, kurz! er war in vier Stücke zerhauen!"

„Was?" rief der Räuber, „in vier Stükke!" Er drückte den Schuhflicker ein Goldstück in die Hand, und sprach: „Da, nehmt das, und sagt mir doch, wem Ihr diese ärztliche Hilfe geleistet habt." „Ja," antwortete Mustafa, „das kann ich Euch nicht sagen. Der Patient lag in einer starken Ohnmacht, als ich die Kur mit ihm vornahm. Er hat mir darum seinen Namen nicht spendirt; und ich kann Euch auf Ehre versichern, daß er mir nachher nie mehr unter die Augen gekommen ist." „Nun, macht keine Possen," sagte der Räuber, „das kann man sich ja wohl denken, daß der Todte nachher nicht mehr über den Marktplatz gegangen ist. Wenn Ihr auch seinen Namen nicht wißt, so wißt Ihr aber doch wohl, wo Ihr ihn zusammengenähet habt. Zeigt mir wenigstens das Haus," sagte der Räuber.

„Das darf ich nicht!" antwortete Mustafa, „Es ist mir verboten worden. Auch hat man mich mit verbundenen Augen hin- und zurückgeführt, so daß ich gar nicht wissen sollte, wo ich gewesen wäre." Er lachte bei diesen Worten sehr verschmitzt, und sprach halb für sich: „Ja, der Baba Mustafa ist nicht so dumm; er weiß wohl, wie viel Schritte er rechts geführt wurde, ehe man wieder links umbeugte; und wie viel Schritte es dann wieder links gieng, ehe man rechts umbeugte, und wie oft das so hin und her gieng."

Da merkte der Räuber wohl, daß den geschwätzigen Alten das Geheimniß drückte. Er

schob ihm noch ein Goldstück in die Hand, und redete ihm zu: „Ich kann mir wohl denken, daß Ihr nicht so einfältig seyd, daß Ihr Euch den Weg nicht doch gemerkt hättet. Es ist zwar billig und ehrlich von Euch, daß Ihr in der Stadt hier keinem Menschen die Sache verrathet. Aber was schadet's bei mir? Ich bin ein Fremder, und reise diesen Vormittag schon wieder weg. Nun bin ich gerade kurios, auch das Haus zu sehen, wo Ihr die merkwürdige Kur mit Euerm Patienten vorgenommen. Kommt, führt mich hin, so sollt Ihr nachher noch zwei Goldstücke bekommen."

Als Baba Mustafa von zwei Goldstücken hörte, konnte er nicht widerstehen. Der Räuber mußte ihm versprechen, daß er nichts verrathen wollte, und er ließ sich die Augen verbinden; denn er glaubte, daß er so das Haus am sichersten finden würde. Der Räuber führte ihn, und Mustafa zählte, und sagte bald: „Nun rechts!" bald: „Nun links!" Und so stand er endlich stille, und sprach: „Jetzt stehen wir am Hause." Der Räuber machte aber schnell mit einem Stückchen Kreide ein Zeichen an die Thür des Hauses, an welchem sie standen, und dann band er ihm die Augen auf, und fragte ihn, ob er nicht wisse, wer in dem Hause wohne. „Nein," antwortete Baba Mustafa, „ich wohne in einem ganz andern Theile der Stadt, und komme das ganze Jahr nicht in diese Gegend."

Der Räuber dankte ihm, und gab ihm die

versprochenen zwei Goldstücke. Hierauf ließ er ihn in seine Bude zurück gehen; er selbst gieng aber nach dem Walde zurück.

Kaum war der Räuber und Mustafa weggegangen, so öffnete Morgiana die Thür; denn der Morgen war indessen herangekommen. Sie hatte gegenüber in einem Hause ein kleines Geschäft zu besorgen. Als sie aber zurückkam, sah sie das Zeichen an der Thür. „Was bedeutet das wohl?“ dachte sie bei sich. „Mag es etwas Gutes oder etwas Schlimmes anzeigen, oder auch ganz bedeutungslos seyn, so schadet es nichts, wenn ein gleiches Zeichen auch auf andern Thüren steht.“ Sie nahm alsbald ein Stück Kreide aus ihres Herrn Kaufladen, und machte so auf alle Thüren in der Nachbarschaft dasselbe Zeichen. Sie that es aber mehr aus Scherz, als daß sie wirklich ernstliche Folgen davon erwartet hätte. Darum vergaß sie auch, ihrer Herrschaft etwas davon zu sagen.

Fünftes Kapitel.

In der Abenddämmerung schlichen die Räuber unter allerlei Verkleidungen, gut bewaffnet, durch die verschiedenen Thore in die Stadt, und sammelten sich um Mitternacht auf dem Marktplatze. Der Räuberhauptmann gieng aber mit seinem Kundschafter in die Straße, wo Ali Baba's Haus stand. Der Kundschafter rühmte sich, daß er seine Sache so gut gemacht habe,

und rief gleich bei der ersten Thür, wo er das Zeichen im Mondschein sah: „Hier ist das Haus; da steht mein Zeichen!“ „Gut,“ sprach der Hauptmann, „wir wollen aber die Straße nun auf und ab gehen, und dabei genau die Gelegenheit ersehen, wo man am besten hineinbrechen kann.“ Sie waren aber noch wenige Schritte gegangen, da rief der Hauptmann: „Ei, was ist denn das? da steht ja dasselbe Zeichen auch auf dieser Thür. Welches ist nun das rechte Haus?“ Das wußte der Räuber nicht zu sagen, und noch mehr ward er verwirrt, als er selbst dasselbe Zeichen noch an mehreren Hausthüren entdeckte.

Sie giengen auf den Markt zurück, und der Hauptmann befahl seinen Leuten, sich sogleich in der Stille nach dem Walde zurückzuschleichen. Sie versammelten sich an ihrer Höhle, und als sie erfuhren, warum sie unverrichteter Sache die Stadt verlassen mußten, da riefen sie alle: „Der Kundschafter muß sterben!“ „Ja,“ sagte der Kundschafter, „ich habe den Tod verdient“ Und der Hauptmann ließ ihm sogleich den Kopf abhauen. Darauf trat der Räuber, welcher dem Kundschafter den Kopf abgehauen hatte, hervor, und sprach: „ich habe ihn getödtet, aber ich will seinen Tod auch rächen. Ich will nun nach der Stadt gehen, und mir das Haus gewiß besser bezeichnen.“

Der Hauptmann warnte ihn; aber er bestand darauf, und so gieng er auch am andern Morgen, als Reisender verkleidet, sehr früh in die

die Stadt. Er wußte schon von dem ersten Kundschafter, daß der fleißige Baba Mustafa das Haus zeigen konnte. Darum ließ er sich auch sogleich in ein Gespräch mit ihm ein, und brachte ihn durch einige Goldstücke auch dahin, daß er ihn an das Haus führte, wo er Kassims Leichnam zusammengenäht hatte. Der Räuber machte mit Röthel ein kleines Zeichen ganz unten an die Thür, und glaubte, hier werde es weniger in die Augen fallen. Darauf kehrte er ganz vergnügt zu seinem Hauptmann zurück.

Als die Nacht kam, schlichen auch die Räuber wieder alle in verschiedenen Verkleidungen mit ihren Waffen unerkannt in die Stadt, und versammelten sich auf dem Markte. Um Mitternacht zogen sie, von ihrem Kundschafter geführt, in Ali Baba's Straße, und zerstreuten sich sogleich an die Häuser, um das Röthelzeichen unten an der Thür zu suchen.

Auf einmal rief es aber an zehn Thüren zugleich: „Hier! hier ist das Zeichen!“ Denn Morgiana, die fleißige und aufmerksame Sklavin, hatte auch dieses Zeichen entdeckt, und alle Nachbarsthüren damit bezeichnet.

So waren die Räuber wieder getäuscht, und mußten wieder abziehen. Als sie an ihrer Höhle ankamen, wurde der Kundschafter, wie der erste, mit dem Schwerte hingerichtet.

Da sprach der Hauptmann: „Ich sehe wohl, ihr alle seid gute brave Leute, die Muth und Entschlossenheit haben, die kühnsten Thaten auszuführen. Wo es aber darauf ankommt,

etwas recht pünktlich und sorgfältig zu beobachten, da seid ihr nicht zu gebrauchen. Wir haben nun schnell nach einander zwei unserer tapfersten Kameraden verloren, und ich bin überzeugt, wir würden noch mehrere verlieren, wenn ich noch weiter die Probe machen wollte. Ich bin aber fest entschlossen, selbst hinzugehen, und wenn ich auch fehle, so soll mir geschehen, wie unsern beiden Kameraden."

Die Räuber wollten das nicht zugeben, und einer erbot sich um den andern, für den Hauptmann in die Stadt zu gehen, und seine Sache gewiß klug und pünktlich auszurichten. Der Hauptmann gestattete es aber nicht. Er gieng gleich in der Nacht verkleidet in die Stadt, und erwartete so am frühen Morgen schon den Schuhflicker. Baba Mustafa war erfreut, schon wieder einen Fremden zu sehen. Denn er hoffte schon in der Stille, daß er wieder ein Paar Goldstücke verdienen könnte. Darum war er auch gleich mit seiner Erzählung bereit, und da der Hauptmann mit seinen Goldstücken sehr freigebig war, führte er ihn sogleich an Ali Baba's Haus.

Dieser zählte nun die Fenster des Hauses, die Häuser aufwärts und abwärts bis an die Kreuzstraßen, merkte sich die ganze Bauart des Hauses, zählte die Schornsteine, und betrachtete es so genau, daß er es von allen Häusern jener Straße sicher unterscheiden konnte.

Als er zu seinen Räubern zurückkam, sprach er zu ihnen: „Nun soll uns nichts mehr ab-

halten, an dem Bösewicht Rache zu nehmen. Sein Haus kenne ich nun so gut, daß ich es von allen Häusern der Stadt unterscheiden kann; und ich habe auch einen Plan gemacht, wie wir ganz unbemerkt in das Haus kommen. Zerstreuet euch nun, und schafft neunzehn Maulthiere und acht und dreißig Oelschläuche herbei, und verschaffe sich jeder ein scharfes und spitziges Messer. Auch müssen wir so viel Oel haben, um einen der Schläuche damit zu füllen. Kaufet nun diese Dinge, oder raubt sie, wo ihr sie bekommen könnt; sorgt aber, daß ihr in drei Tagen alles beisammen habet."

Die Räuber versprachen es, und zerstreuten sich in die Gegend umher.

Sechstes Kapitel.

Nach etlichen Tagen saß eines Abends Ali Baba vor seinem Hause. Da kam ein sehr wohlgekleideter Kaufmann die Straße herab, und trieb neunzehn Maulthiere vor sich her. Als er bei Ali Baba war, hielt er stille, und sprach: „Lieber Herr, ich komme heute mit meinen Maulthieren schon weit her, und sie sind sehr ermüdet; denn seht, jedes trägt zwei tüchtige Schläuche mit Oel. Nun habe ich hier in der ganzen Stadt keinen Gastfreund, bei dem ich einkehren und herbergen könnte. Darum ersuche ich Euch nur um einen Platz in Euerm

Hofe, wo ich meinen Thieren die Last abladen kann, um sie bis morgen liegen zu lassen. Ich werde Euch den Hof auch nicht lange versperren, denn ich hoffe, mein Oel gewiß morgen in der Frühe sogleich zu verkaufen, da ich es um einen sehr billigen Preis zu geben gesonnen bin."

Ali Baba nahm den Fremden gerne auf. Er ließ sogleich das Hofthor öffnen, zeigte ihm eine bequeme Stelle für seine Schläuche, und sprach dabei: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihr bei mir einkehret. Auch mir ist dieser Tage mein Vorrath an Oel sehr zusammengegangen, und ich wollte mir ohnehin morgen auf dem Markte einen neuen Vorrath kaufen. Ich denke, wir werden des Handels schon einig werden; ladet Eure Schläuche nur ab, und kommt dann herauf in meinen Saal, daß ich Euch mit Speise und Trank erquicke."

Der fremde Kaufmann wollte diese Gastfreundlichkeit ablehnen, aber Ali Baba war so dringend, daß er seine Einladung endlich annahm. Einer von Ali Baba's Sklaven mußte ihm beim Abladen helfen, und die Maulthiere in den Stall bringen, wo sie reichlich mit Futter versorgt wurden.

Während der Oelhändler mit Ali Baba zu Tische saß, sprach Ali Baba: „Ich muß Euch schon einmal irgendwo in der Welt gesehen haben, aber doch kann ich mich nicht erinnern, wo und wann das geschah." „Das ist wohl möglich," antwortete der Fremde, „ich treibe mancherlei Handelschaft, und komme weit herum;

doch war ich noch nie in Eurer Stadt. Uebrigens sieht auch ein Menschengesicht dem andern manchmal sehr täuschend ähnlich."

Nach Tische befahl Ali Baba einem Sklaven, er sollte den Gast in sein Schlafgemach führen, und ihn beim Auskleiden bedienen. Der Kaufmann wollte aber durchaus in dem Hofe bei seinen Oelschläuchen bleiben. Ali Baba versicherte ihm, daß ihm nichts daran geschehen sollte, und versprach ihm, jeden Schaden zu ersetzen. Er widersprach aber immer, und wollte durchaus nicht in das Schlafgemach gehen, und beharrte eigensinnig darauf, sich eine Schlafstelle bei seinen Oelschläuchen zu wählen. Nur dann gab er endlich nach, als Ali Baba sprach: „Sehet, Ihr dürfet nur den Vorhang vor der Thür wegziehen, so könnt Ihr ja auf den Balkon treten, und von dem sehet Ihr gerade in den Hof auf die Stelle, wo Euer Oel liegt."

Ehe er aber in sein Schlafgemach gieng, sah er noch einmal in dem Stalle nach seinen Maulthieren. Als er aus dem Stalle gieng, brummte er eine Singweise vor sich hin. Als er aber an seinen Oelschläuchen vorbeigieng, sang er mit lauter vernehmlicher Stimme, als sey es ein Stück aus einem angefangenen Liede, diese Worte:

„Um Mitternacht, um Mitternacht,
„Wenn Niemand wacht,
„Habt Acht, habt Acht!
„Drei Steinlein fallen.
„Hört Ihr sie schallen,
„Und wieder drei,

„Dann macht Euch frei,
„Dann kommt die Rachezeit herbei.“

Er schlug im Vorübergehen an die nächsten seiner Schläuche mit einer dünnen Gerte im Takte an, und begab sich darauf in sein Schlafgemach. Den Sklaven, der ihn bedienen sollte, schickte er sogleich von sich, und löschte auch bald sein Licht.

Es waren indessen Alle im Hause zur Ruhe gegangen; nur Morgiana und ein Sklave waren noch in der Küche. Sie hatte noch allerlei zu arbeiten, aber ihr Licht wollte erlöschen. Sie gieng darum in den Kaufladen ihres Herrn. Hier war aber kein Oel mehr vorräthig. Da sprach sie zu Abdalla, dem Sklaven: „Was fangen wir an? die Lampe hat kein Oel mehr, der Vorrath in dem Kaufladen ist all verkauft, und ich muß meine Arbeit doch noch schaffen. Es ist auch schon so spät, daß man in keinem andern Specereiladen mehr etwas holen kann.“

„Ei was!“ rief Abdalla, „geh' nur in den Hof. Der Fremde hat acht und dreißig Oelschläuche voll Oel draußen liegen, und der kann für die Gastfreundschaft, die er hier im Hause genießt, schon eine Lampe mit Oel füllen. Ueberdieß habe ich auch gehört, daß ihm unser Herr den ganzen Vorrath abkaufen will. Gute Nacht! Ich bin fertig mit meiner Arbeit, und geh' nun schlafen.“ Damit gieng er in das Vorzimmer seines Herrn.

Obgleich es Morgiana ungern that, daß sie fremdes Eigenthum berührte, gieng sie doch aus

Noth hinaus, um sich ein Krüglein voll Oel aus einem der Schläuche zu zapfen. Als sie aber an den ersten Schlauch kam, und aufdrehen wollte, war kein ordentlicher Krahnen daran, sondern nur eine aufwärts stehende Röhre. Sie ergriff diese, um sie zu versuchen, wie man daran zapfen könne. Da fühlte sie an der Hand, wie die Luft durch die Röhre aus, und einzog, und zugleich fragte eine Stimme in dem Schlauche: „Ist's jetzt Zeit?"

Morgiana erschrak; denn sie dachte gleich, daß dem Hause durch Räuber Gefahr drohte. Sie faßte sich aber gleich wieder, und antwortete: „Noch nicht! Nur Ruhe! Bald!" Sie gieng nun an den zweiten Schlauch, und als sie die Röhre berührte, fragte auch hier eine Stimme: „Ist es jetzt Zeit?" Sie antwortete wieder, wie bei dem ersten: „Noch nicht! Nur Ruhe! Bald!" und gieng an den dritten und vierten, und so fort bis an den acht und dreißigsten. Und bei allen hörte sie dieselbe Frage, und bei allen gab sie dieselbe Antwort. An dem acht und dreißigsten Schlauche fand sie einen ordentlichen Krahnen zum Zapfen; sie drehete, und es floß Oel heraus. Sie zapfte sich ihr Krüglein voll, gieng in die Küche, füllte ihre Lampe, und nahm einen Eimer. Diesen füllte sie etliche Mal mit dem Oele aus dem Schlauch, goß es in der Küche in einen großen Kessel, machte Feuer darunter, und ließ es kochend werden.

Hierauf trug sie einen Eimer des kochenden

Oeles in den Hof, setzte auf die Röhre des ersten Schlauches einen Trichter, schöpfte eine Kelle voll Oel aus dem Eimer, und goß es hinein. Sie dachte sich, der Räuber habe wohl das andere Ende der Röhre innen im Munde, um dadurch zu athmen. So war es auch, und als er so recht kräftig zog, und statt der kühlen Nachtluft das heiße Oel in seine Lunge zog, erstickte er auf der Stelle. So machte sie es auch mit dem zweiten und dritten Schlauche und so fort. Wenn ihr Eimer aber leer ward, oder das Oel zu erkalten anfieng, gieng sie immer wieder in die Küche, und holte aus dem brodelnden Kessel neues. Als sie nun aber die sieben und dreißig Räuber in den Schläuchen erstickt hatte, löschte sie sorgfältig Feuer und Licht in ihrer Küche, und stellte sich im Dunkel an eines der Fenster, das gerade in den Hof gieng, und wo sie auf den Balkon an des Fremden Schlafgemach und an die Schläuche in dem Hofe sehen, und im Scheine des Vollmondes alles genau unterscheiden konnte.

Sie stand noch nicht lange, da sah sie, wie der Fremde aus seinem Schlafgemache auf den Balkon trat. Er sah sich um, ob er nirgend im Hause mehr Licht gewahrte, und da er alles dunkel sah, warf er ein Steinchen auf den geplatteten Hof in die Nähe seiner Schläuche hinüber. Morgiana hörte es deutlich fallen. Bald darauf warf er noch eines herab, und nach diesem wieder eines. Nun wartete er horchend eine kurze Zeit, dann warf er noch einmal drei

Steinchen nach einander herunter. Darauf stand er eine Weile horchend und erwartend auf dem Balkon.

Da sich aber gar nichts in den Schläuchen rühren wollte, ward er unruhig und verließ den Balkon. Morgiana hörte ihn bald die Treppe herunter kommen, und sah ihn in den Hof treten. Er gieng zu seinen Schläuchen, schüttelte den einen um den andern, klopfte an diesem und jenem, und rief stille, aber mit Heftigkeit: „Wacht auf! wacht auf, ihr Schläfer!" Die Schläfer schliefen aber den ewigen Schlaf, und wollten nicht aufwachen. Er legte sein Ohr an die Röhre eines Schlauches, und wollte hören, ob der Räuber drinnen noch athme. Aber er hörte keinen Athemzug. Ein warmer Dunst gieng ihm aber an das Ohr. Er roch an die Röhre, und der erstickende Oeldampf drang ihm entgegen. Da merkte er wohl, auf welche Art seine treuen Kameraden um ihr Leben gekommen waren.

Morgiana sah, wie er die geballte Faust erst an seine Stirne schlug, und hörte, wie er manchen Fluch in den Bart murmelte. Endlich erhob er drohend die Hand gegen das Haus, und sie hörte ihn laut die Worte sagen: „Geduld, meine guten Kameraden! euer Hauptmann lebt noch, und der wird euern Tod an den Bewohnern dieses Hauses dereinst gewiß noch blutig rächen."

Er versuchte hierauf das Hofthor zu öffnen, das auf die Straße führte. Da es aber mit

zwei guten Schlössern verwahrt war, wandte er sich gegen den Garten, und stieg über die Staketen hinein. Morgiana schlich schnell in den Hof, und guckte ihm durch die Staketen nach. Da sah sie, wie er auf einen Baum kletterte, von diesem sich auf die hinterste Gartenmauer schwang, und von dort in die andere Gasse hinuntersprang. — Er entfloh sogleich aus der Stadt.

Ali Baba war am andern Morgen früh in's Bad gegangen, und als er zurückkam, wunderte er sich, daß er im Saale das Frühstück nur für sich allein bereitet fand. „Ei! Morgiana!" sprach er gutmüthig scheltend, „du bist sonst so pünktlich in allen Geschäften, und denkst selbst immer zu rechter Zeit an alles, was nöthig ist — warum hast du mir denn heute unsern guten Gastfreund vergessen? Soll der wackere Oelhändler denn ohne Frühstück mein Haus verlassen?"

Morgiana lachte bei diesen Worten in ihrem Herzen, und sprach mit listigem Blicke: „Ach, der gute, wackre Herr ist schon so früh wieder fortgereiset, und hat sich nur so kurze Ruhe gegönnt auf seine weite Reise. Er hat Euch so früh nicht bemühen wollen, und hat sich ganz still und ohne Abschied fortgeschlichen."

„Aber wie kommst du mir vor, Morgiana?" fragte Ali Baba. „Was soll denn dein verschmitztes Lächeln? hab' ich nicht eben beim Hereingehen im Hofe noch seine Schläuche stehen sehen?"

„Das Oel ist ihm diese Nacht über verdorben,“ antwortete Morgiana, „und die leeren Schläuche mochte er auch nicht mehr mitnehmen.“ „In dieser einen Nacht soll ihm das Oel all verdorben seyn?“ fragte Ali Baba. „Das ist nicht möglich! dann war es schon verdorben, als er es brachte. Wenn du sagtest, es sey ausgelaufen, das ließe sich noch eher begreifen.“ —

„Es ist ein Glück für uns alle,“ sagte Morgiana, „daß dieses Oel nicht herauslief. Glaubt Ihr aber nicht, das es ganz verdorben ist, so kommt mit, und überzeugt Euch selbst.“

Ali Baba wußte nicht, was die scherzhafte Sklavin wollte, und folgte ihr endlich unter mancherlei Fragen in den Hof. Sie antwortete aber nur mit zweideutigen Scherzreden. Als sie im Hofe waren, rief sie einen Sklaven herbei, und hieß ihn mit einem scharfen Messer den obern Theil eines Schlauches abschneiden. „Wozu das?“ rief Ali Baba. „Zapfet nur ein wenig heraus.“

„Das geht nicht an,“ versetzte Morgiana lachend, „denn das Oel ist zu dicken Klumpen geronnen, und geht gar nicht auf eine andere Art heraus. Wir müssen alle Schläuche so aufschneiden.“

Während dieser Reden hatte Abdalla, der Sklave, den Deckel von dem Schlauche aufgehoben, und Ali Baba sah mit großem Schrecken den todten Räuber mit seinen Waffen darin sitzen. Morgiana sprach aber lachend:

„Ihr braucht Euch nicht mehr vor ihm zu entsetzen. Er thut Euch nichts mehr. Seht, mit solchem Oele sind alle diese Schläuche gefüllt. Ist es nicht gut, daß es diese Nacht nicht herauslief? Und ist es nicht auch ganz verdorben? Ehe es aber ganz und gar ranzig wird und Euch die Luft verpestet, laßt es ja tief genug unter die Erde begraben.“

Ali Baba konnte sich von seinem Staunen kaum erholen, als ihm Morgiana erzählte, durch welchen Zufall sie in der Nacht die Räuber entdeckt, und auf welche Art sie dieselben getödtet hatte.

Da rief er alle Leute in seinem Hause zusammen, und erzählte ihnen, wie Morgiana ihr Leben gerettet hätte. „Aber,“ fuhr er zu ihr gewendet fort, „diese heldenmüthige Treue, die du mir und meinem Hause erwiesen, soll nicht unbelohnt bleiben. Von heute an bist du nicht mehr Sklavin, sondern ich schenke dir hiermit deine Freiheit. So lange es dir in meinem Hause gefällt, magst du bei mir bleiben, und dich freiwillig des Haushalts annehmen. Ich will auch darauf bedacht seyn, dich anständig zu verheirathen, und dir eine reiche Aussteuer geben.“

Morgiana nahm sein Geschenk mit dankbarem Herzen an, und versicherte ihn, sie würde sich die Sorge für die Küche und das Hauswesen nicht nehmen lassen, so lange sie bei ihm im Hause wohne; übrigens würde sie auch sein Haus nicht ohne seinen Willen verlassen.

Nun ließ er die Leichname der sieben und dreißig Räuber aus den Schläuchen ziehen, und in dem abgelegensten Winkel seines Gartens tief, tief vergraben. Den Grabhügel bepflanzte er mit dichtem Gebüsche, und legte eine dichte Allee von schnell emporwachsenden Bäumen vor demselben an, damit dieser Winkel des Gartens ganz versteckt wurde. Die Waffen verbarg er in seinem Hause, und die Maulthiere ließ er durch seinen Sklaven nach und nach auf dem Markte verkaufen.

Siebentes Kapitel.

Während Ali Baba das Begräbniß der Räuber besorgte, saß ihr Hauptmann draußen an seiner Höhle, und sann auf Rache. Das sah er wohl ein, daß er jetzt als einzelner Mann mit Gewalt nichts ausrichten konnte. Er beschloß daher, auf einige Zeit die Gegend ganz zu verlassen, und weite Reisen zu machen. Dann wollte er in die Stadt zurückkehren, und sich wieder durch List unerkannt in Ali Baba's Haus einschleichen und ihn ermorden. Er nahm darum aus seiner Höhle die kostbarsten Edelsteine, Perlen und einen großen Reichthum in Gold zu sich, setzte sich auf sein Pferd, und ritt in die weite Welt.

Nachdem er so zwei Jahre sich in fernen Gegenden des persischen Reiches herumgetrieben hatte, kam er endlich wieder, als ein frem-

der Kaufmann gekleidet, mit einigen Kameelen zurück, die mit vielen seltenen Waaren beladen waren. Er nannte sich den Kaufmann oder Kogia Hussaim, kaufte sich auf dem Markte eine Bude, ordnete seine Waaren daselbst, und fieng einen Handel an. Wie es die Höflichkeit erforderte, besuchte er nach den ersten Tagen seine Nachbarn, die um ihn her ihre Buden hatten und ihr Gewerbe trieben. Unter diesen war auch Ali Baba's Sohn, der sich durch seinen Fleiß und die Unterstützung seines Vaters nach und nach ein ansehnliches Vermögen erworben hatte. Seine Bude war der Bude des Kogia Hussaim gerade gegenüber.

Ali Baba besuchte zuweilen seinen Sohn, und als Kogia Hussaim dieß merkte und erfuhr, daß Ali Baba sein Vater sey, stellte er sich von Tag zu Tage freundschaftlicher gegen seinen Nachbar, war ihm in allen Stücken gefällig und zuvorkommend, und schloß manchen Handel mit ihm, der für Ali Baba's Sohn immer sehr vortheilhaft ausfiel.

Wenn nun der Sohn des Abends seine Geschäfte geendigt und seine Bude geschlossen hatte, besuchte er oft seinen Vater, und erzählte ihm von seinen Geschäften, von den Ereignissen des Tages und andern Dingen, und immer brachte er dabei irgend etwas vor, was zum Lobe des fremden Kaufmanns gereichte.

Da sprach Ali Baba eines Tages: „Das muß ein ganz vortrefflicher Mann seyn, von dem du mir so viel Lobenswerthes erzählst. Ich

gestehe, daß ich seine Bekanntschaft zu machen wünschte. Du solltest ihn einmal nach einem Abendspaziergange mit hierher führen, daß wir ihm seine Höflichkeiten erwiedern könnten."

Schon am andern Abende stand er darum mit dem Kogia Hussaim vor seines Vaters Hausthür, und nöthigte ihn freundlich, er möchte doch eintreten. Kogia Hussaim erkannte das Haus sehr wohl. Er stellte sich aber ganz unbekannt, und sprach entschuldigend: „Mein lieber Marktnachbar, warum soll ich mit Euch in dieses Haus eingehen, da ich nicht einmal weiß, wer drinnen wohnt, noch weniger, was ich da thun soll?" Als er erfuhr, daß Ali Baba, seines Nachbars Vater, da wohne, sprach er: „Ja, wenn das ist, dann ist es allerdings meine Schuldigkeit, ihm meine Ehrerbietung zu bezeigen!" und folgte ihm ungesäumt in den Saal.

Ali Baba erkannte seinen Feind nicht unter dieser Verkleidung. Auch war der Räuberhauptmann durch einen veränderten Schnitt seiner Barthaare sehr entstellt, und aus Verdruß und Kummer über den Verlust seiner Raubgenossen in den zwei Jahren so sehr gealtert, daß man ihn so leicht nicht wieder erkennen konnte. Er wurde mit herzlicher Freude von Ali Baba aufgenommen, und mit ausgezeichneter Hochachtung behandelt. Nachdem er aber eine kurze Zeit da geblieben war, wollte er sich entfernen.

„Nein," sprach Ali Baba, „Ihr dürft nicht aus meinem Hause gehen, lieber Kogia Hussaim, ohne an unserm einfachen Abendessen

Theil genommen zu haben." Kogia Hussaim stellte sich sehr verlegen über diesen Antrag, und wollte sich durchaus nicht überreden lassen. „So gebt mir doch nur einen vernünftigen Grund an," rief endlich Ali Baba, „warum Ihr Euch durchaus nicht entschließen könnt, bei uns zu bleiben."

„Da Ihr so sehr in mich dringt," antwortete Hussaim, „so muß ich's Euch nur gestehen. Ihr dürft mir's aber ja nicht übel deuten. Ich habe von Natur die üble Eigenheit an mir, daß ich durchaus keine Speise essen kann, an der auch nur ein Körnchen Salz ist. Ich habe um dieser Sonderbarkeit willen auf meinen Reisen manchen Tag meinen Hunger bloß mit Früchten und rohen Speisen sättigen müssen, auch schon oftmals mit ehrenwerthen Leuten Verdruß gehabt, weil sie glaubten, es geschehe aus einer Laune, oder gar aus einer schlimmern Ursache. Seht, darum wollt ich Euch nicht in Verlegenheit setzen, und den Leuten in Eurer Küche keine Mühe verursachen.

„Ei, wenn Ihr sonst keine Ursache habt," rief Ali Baba vergnügt, „dann dürft Ihr mir auf keinen Fall fort. Unser Brod ist ohnehin nie gesalzen, und wie schnell hat meine geschickte Morgiana ein Paar andere Gerüchte zubereitet! Außerdem haben wir ein Paar Schüsseln mit Früchten zum Nachtische, und da denke ich, sollt Ihr schon zur Noth satt werden."

Achtes Kapitel.

Morgiana war eben in der Küche beschäftigt, die Speisen für den Tisch zurecht zu stellen, damit sie der Sklave Abdalla in gehöriger Ordnung aufstellen lernte; da kam der Sohn Ali Baba's herab, und sprach zu ihr ganz freundlich: „Du gute Morgiana, nun hast du dir so viele Mühe gegeben, meinen Freund Hussaim recht stattlich zu bewirthen, und doch muß ich dir noch eine neue Mühe machen. Der Mann hat die sonderbare Untugend an sich, daß er in keiner Speise Salz essen kann; darum bitte ich dich, bereite noch schnell eine und die andere Speise, ohne Salz daran zu thun."

„Wie?" fragte Morgiana verwundert, „der will kein Salz mit Euch essen? Mit seinen Feinden ißt man gewöhnlich kein Salz, — und ich habe doch geglaubt, er sey Euer Freund." „Ach, du mußt das nicht so nehmen," antwortete er, „das ist so eine Eigenheit von ihm. Es ist freilich sonderbar, indessen hat ja ein jeder Mensch seine Eigenheiten." So suchte er sich und ihr diese verdächtige Sonderbarkeit zu entschuldigen, und gieng wieder in den Saal.

Nachdem Morgiana die bestellten Speisen bereitet hatte, gieng sie selbst hinauf, um den Tisch zu bestellen. Eigentlich war es ihr aber nur darum zu thun, den sonderbaren Menschen zu sehen, der kein Salz essen konnte. Sie faßte ihn während ihres Geschäftes recht scharf

in's Auge, und erkannte sogleich den Oelhändler in ihm. Auch sah sie, daß er einen Dolch unter seinem Kleide trug. Sie ließ sich aber nichts merken, und gieng hinab, und bedachte sich, wie sie die Gefahr von ihrem Herrn abwenden könnte. Bald hatte sie ihren Entschluß gefaßt, und machte ihre Anstalten.

Kogia Hussaim wartete während der Mahlzeit auf eine Gelegenheit, seinen verhaßten Feind Ali Baba zu ermorden. Als nun der Nachtisch mit Früchten aufgesetzt ward, und ein Schenktisch mit Weinflaschen und drei Trinkschalen herbeigebracht wurde, entfernte sich Abdalla, der sie bisher bei Tische bedient hatte, und nun hoffte Hussaim, es werde sich eine Gelegenheit zur Ausführung seines Vorsatzes geben. Er nahm sich vor, Ali Baba und seinem Sohne so zuzutrinken, bis der Sohn wenigstens berauscht wäre, und ihn nicht mehr hindern könnte, Ali Baba den Dolch in die Brust zu stoßen. Dann wollte er schnell durch den Garten entspringen, wie er schon einmal als Oelhändler gethan hatte.

Da öffnete sich aber die Thür des Saales, und der Sklave Abdalla kam herein, und trommelte auf einer Biskayschen Trommel, und ihm folgte die schöne Morgiana, in einem leichten, aber geschmackvollen Gewande, Blumen und schimmernde Steine in die dunkeln Haare geflochten, die Arme umfangen mit goldenen Spangen, um den Leib einen goldenen Gürtel, und an demselben hieng ein Dolch mit silbernem

Griff in einer silbernen Scheide. Sie neigte sich, wie die Tänzerinnen zu thun pflegen, die ihre Kunst gerne sehen lassen möchten.

Morgiana hatte früher, als sie noch Sklavin war, Ali Baba und seine Gäste oft durch ihre kunstreichen Tänze ergötzt; darum war Ali Baba sehr erfreut, als sie in den Saal trat: „Das ist ein guter Einfall von dir, mein gutes Mädchen," rief er, „daß du das Deinige beiträgst, unsern lieben Gast zu ehren." Morgiana neigte sich, und antwortete mit verschmitztem Lächeln: „Daß es ihm eine Ehre ist, zweifle ich; doch hoffe ich ihn am Ende durch einen pantomimischen Tanz zu überraschen, wie er in seinem Leben noch keinen sah, oder wieder sehen wird. Ja, ich hoffe ihn so dadurch zu bezaubern, daß er diesen Saal gar nicht mehr verlassen wird."

„Ei, ei!" versetzte Ali Baba, „das bin ich ja gar nicht an dir gewohnt, Morgiana, daß du dich selbst so sehr erhebst. „Nun, nun, fang' indessen deine Tänze nur an, ich hoffe, unser Gast wird wenigstens keine Langeweile dabei haben."

Kogia Hussaim stellte sich, als wäre er sehr erfreut über diese Unterhaltung, und neigte sich sehr verbindlich. In seinem Herzen aber verwünschte er die Tänzerin, weil sie ihn an der Ausführung seines Vorsatzes hinderte. Er tröstete sich aber darüber, indem er dachte, er wolle

bald wieder einmal kommen, und dann einen schicklichen Augenblick benutzen.

Indessen trommelte Abdalla sehr fertig auf dem Tamburin, und schüttelte es, daß die Glöckchen daran erklangen, und Morgiana tanzte mit einer Leichtigkeit und einem Anstande, der dem Gaste und seinen Wirthen Bewunderung abgewann. Nachdem sie so mehrere Volkstänze getanzt hatte, fieng sie einen pantomimischen Tanz an, und stellte durch anmuthige und geschickte Bewegungen ihres Leibes, durch die Haltung ihrer Arme, und durch ihre Mienen und Gebärden eine ganze Handlung vor. Es schien, als wäre sie in einer unbekannten Gegend verirrt, von einem Tiger verfolgt, und suche sich durch allerlei Wendungen und Sprünge vor ihm zu retten. Endlich schien es, als wäre sie von dem Thiere an eine Felswand gedrängt, wo sie nicht weiter könnte, und als erwarte sie mit jedem Augenblick den Sprung desselben, mit welchem er sie erhaschen würde. Da sah man plötzlich in ihrer Miene, wie die Verzweiflung ihr Muth zur Gegenwehr gab. Sie zog den Dolch, und stürzte ihrem Feinde entgegen. Sie schien lange zu kämpfen, bald dem Angriffe des Tigers entfliehend, bald wieder mit dem Dolche nach ihm zuckend. Endlich sah man, wie sie ihn erlegte. Ihre Freude darüber war anfänglich still, sie schien noch von der Anstrengung des Kampfes ermattet. Bald aber schien sie die Freude über ihren Sieg mit Lebhaftigkeit zu ergreifen; sie nahm dem Skla-

ven Abdalla das Tamburin ab, stimmte eine Siegesweise an, und hielt einen Siegestanz, gleichsam um den gefallenen Feind.

Jetzt war der Tanz geendigt. Selbst Kogia Hussaim war ganz bezaubert von der Geschicklichkeit dieser Tänzerin, und stimmte laut in den Beifall Ali Baba's und seines Sohnes ein. Da neigte sich Morgiana ganz beschämt, und dankte, wie gewöhnlich die Tänzerinnen jenes Landes thun, für den geschenkten Beifall. Hierauf trat sie auch gegen die Zuschauer hervor, und hielt so auch das Tamburin hin, als wenn sie eine Belohnung für ihre Kunst fordere.

Ali Baba warf ihr ein Goldstück auf das Tamburin, und so auch sein Sohn. Als sie nun zu Kogia Hussaim kam, nahm dieser erst seinen Beutel hervor und öffnete ihn. Indem er aber hineingriff, schwang Morgiana ihren Dolch, und stieß ihm denselben in's Herz. Sie traf ihn so gut, daß er auf der Stelle todt niedersank, ohne einen Laut mehr von sich geben zu können.

„Um des Himmels willen, was machst du, Morgiana?" schrie Ali Baba. „Bist du rasend?" fragte sein Sohn. „Einen guten, ehrlichen Mann hast du ohne Ursache gemordet, der meinen Sohn mit Freundschaft und Gefälligkeiten überhäufte!" fuhr Ali Baba fort. „Den Gastfreund hast du gemordet!" sagte der Sohn. Morgiana lächelte aber, und sprach mit spottendem Tone: „Es ist Schade um den guten, ehrlichen Mann, um den redlichen Gastfreund! Wir wollen aber doch sehen, ob er

nicht noch ein Geschenk für Euch bei sich trägt." Indem sie das sprach, öffnete sie ihm das Kleid.

„Ich kenne dich gar nicht mehr, Morgiana!" rief Ali Baba. „Willst du ihn denn auch noch berauben?" Morgiana ließ sich aber nicht abhalten, und bald brachte sie aus Kogia Hussaims Gewanden einen Dolch hervor. Als sie ihn aus der Scheide zog, hielt sie ihn Ali Baba hin, und sprach: „Leset doch einmal, was hier eingegraben steht." Ali Baba nahm den Dolch und las die Worte: „Für Ali Baba."

„Was ist das?" rief er mit staunendem Schrecken aus. Aber Morgiana fragte: „Kennt Ihr denn den Oelhändler nicht mehr? Kennt Ihr den Hauptmann der vierzig Räuber denn auch nicht mehr?" „Bei Gott, er ist's!" rief Ali Baba, indem er den Blick auf Kogia Hussaim richtete. „Darum hat er auch kein Salz mit Euch essen wollen!" sagte Morgiana. Und nun erklärte sich's auch, warum er sich mit solcher übertriebenen Freundlichkeit und Gefälligkeit an Ali Baba's Sohn gedrängt hatte.

Ali Baba war sehr gerührt über die Treue und Entschlossenheit Morgiana's, womit sie nun zum zweiten Male schon durch eine heldenmüthige That sein Leben gerettet hatte. Er dankte ihr mit Thränen in den Augen, und wandte sich darauf zu seinem Sohne, also sprechend: „Wir können Morgiana's Treue nie genug belohnen. Ich habe ihr eine anständige Versorgung versprochen, und wenn du mit mir einstimmst, so

will ich mein Wort jetzt halten. Sieh', mein Sohn, eine treuere Seele und eine thätigere Lebensgefährtin findest du im ganzen persischen Reiche nicht. Kannst du dich entschließen, so nimm sie zu deiner Frau." Der Sohn war damit sehr zufrieden, er sank in seines Vaters Arme, und dankte ihm für seine Liebe.

Vor Allem sorgten sie hierauf, daß der Leichnam des Räuberhauptmanns in aller Stille zu den übrigen Räubern im Garten begraben wurde.

Nach wenigen Tagen zeigte Ali Baba seinen Verwandten, Nachbarn und Bekannten an, daß Morgiana nächstens seines Sohnes Frau werden sollte, und lud sie alle zum Hochzeitfeste ein. Sie waren über diese Nachricht sehr erfreut, denn sie hatten alle schon Gelegenheit gehabt, die schöne Morgiana auch als ein kluges und tugendhaftes Mädchen kennen zu lernen, und gönnten ihr dieß Glück von Herzen. Das Fest wurde bald darauf mit großer Pracht gefeiert. Ali Baba gab ein sehr großes Gastmahl, es erschienen Tänzerinnen und Sängerinnen, welche die Freude des Festes vermehrten, und es fehlte überhaupt an nichts, was die Freude der Gäste erhöhen konnte.

Ali Baba hatte sich wohl gehütet, etwas von den Räubern und ihrer Höhle zu verrathen, und seine Leute hatten eben so wenig mit irgend einem Menschen von der Geschichte gesprochen. Auch war er sehr lange nicht mehr in der Höhle gewesen, weil er sich bisher immer noch vor der Rache des Hauptmanns gefürchtet hatte. Da

er nun aber wüßte, daß ihm dieser nichts mehr schaden konnte, machte er sich nach einiger Zeit einmal wieder auf, und ritt hinaus in den Wald. Er stieg ab, stellte sich an den Fels und rief: „Sesam, thue dich auf!" die Felsenthür öffnete sich, und er sah, daß noch alle Schätze darin verborgen lagen. Nur einige Ballen von den seidenen und golddurchwirkten Stoffen schienen zu fehlen, und das waren gerade die Waaren, die der Räuberhauptmann dem Sohne Ali Baba's oft so billigen Preises überlassen hatte.

Von dieser Zeit an mußte sich der Sesam gar manchmal aufthun. Aber Ali Baba und sein Sohn brachten nach und nach die Schätze in ihre Wohnungen, und gelangten so zu einem unermeßlichen Reichthume. Ihre spätesten Enkel gehörten noch zu den reichsten Leuten in ganz Persien, und genoßen die Achtung ihrer Mitbürger.

Erst nach mehreren hundert Jahren hat man von einem derselben erfahren, wie sie zu diesen großen Reichthümern gekommen sind.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erzählungen der persischen Favorit-Sultanin Schaherasade in tausend und einer Nacht

Bd.: 4

Nürnberg 1835

A.or. 1555-1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10249791-5